Inhaltsverzeichnis

	Seite
Großvater Haenchen	2
Großvater Müller	6
Was ich von meinem Vater weiß	14
Meine Mutter	16
Kinheit und Jugend	19
Tanzstunde	37
Die Jahre nach 1925	40
Eine Rechtfertigung für die "Nurhausfrau"	47
Sportliche Betätigung	52
Lehrtätigkeit	58
Vereine und Verbände (Gesamt)	63
Katastrophen	65
Die Zeit meines Kriegsdienstes	67
Über meinen Beruf	78
Neueinführungen und Neuerungen im Betrieb	101
Vereine usw. beruflicher Art	108
Ein erforderlicher Nachtrag	112
Veröffentlichungen	116
Weihnachtsalatrezept	51

Anhang: Hochwasser dieses Jahrhunderts
Berichte aus Kriegseinsatz
2 Briefe meiner Mutter
2 " von mir 1945
2 " an meine Mutter von Maria Bohr
2 Kriegsanleihen 1914

1

Ein Versuch, aus meinen Lebenserinnerungen wichtiges festzuhalten.

Mit diesen Aufzeichnungen begann ich im Januar 1976. In großen Abständen schrieb ich sie nieder. So kam es, daß so manches, was ich bereits geschrieben hatte, wieder in Vergessenheit geriet und somit an anderer Stelle wiederholt wurde, jedoch in anderem Zusammenhang stehend. Allerdings erscheint manches in chronologischer Reihenfolge und wiederholt in den speziellen Aufzeichnungen. Dies wird nicht ganz zu unterbinden sein, zumal ich versuchte Privates vom Beruflichen zu trennen.

Ich will versuchen mich zu erinnern. Ich will so manches schriftlich festhalten, was früher die Urahnen ihren Enkeln weitererzählten. Ich bin mir vollkommen bewußt, daß heutzutage weder Kinder noch Enkelkinder Zeit und Muße haben, sich damit zu befassen. Sie werden täglich mit so viel Neuem konfrontiert und müssen ihr Gehirn mit so vielen neuen Eindrücken füttern. Zur Zeit wird ihnen auch das Interesse fehlen. Vielleicht beschäftigt sich dieser oder jener, wenn er älter geworden ist, mit der Vergangenheit. Und dann wird er vielleicht auch einmal in diese Aufzeichnungen blicken, um sich mit seinen Vorfahren und den Erlebnissen aus ihrem Zeitgeschehen befassen. Es ist doch enorm, was sich in den nun mehr als 70 Jahren meines Lebens politisch, wirtschaftlich und vor allen Dingen technisch ereignet hat. Als ich geboren wurde, war die Dampfmaschine noch nicht alt. Man begann sie gerade zu nutzen und in Deutschland nahm die Elektrizität gerade ihren Anfang. Die ersten Flugversuche wurden gemacht. Ein Auto war eine Seltenheit, selbst die Feuerwehr fuhr noch vierspännig mit schönen schwarzen Rappen. Erst seit zehn Jahren fuhr in Dresden die Straßenbahn.

Die Großeltern

Von meinen Großeltern kann ich nicht allzu viel berichten. Beide Großmütter sind frühzeitig verstorben. Die Großväter heirateten zum zweiten Male, so lernte ich nur die Stiefmütter meiner Eltern kennen.

Mein Vater Ernst Friedrich Paul stammte aus Schlesien und zwar aus Urbanstreiben Kr. Kittlitztreben in der Nähe von Bunzlau. Urbanstreiben ist an der Bober gelegen. Mit der richtigen Schreibweise des Familiennamens gab es von jeher Schwierigkeiten. Ich weiß, daß an unserer Wohnungstür noch "Hänchen" stand. Meine Ahnen schrieben sich Haehnchen (1741), Hähnichen (1778), Hänchen (1815), Haehnchen (1820), Haenchen (1847), mein Großvater (geb. 1848) Hänchen. So hat sich wohl auch mein Vater zuerst geschrieben. In seiner Heiratsurkunde erscheint aber die jetzige Schreibweise "Haenchen". Deswegen muß es später Schwierigkeiten gegeben haben, denn ich erinnere mich, daß meine Mutter nach dem Tode meines Vaters eine urkundliche Richtigstellung vornehmen lassen mußte.

Nur einige Male waren wir zu Besuch bei den Großeltern in Urbanstreiben, das jetzt zu Polen gehört.

Den Großvater (Johann Gottlieb Ernst geb. 7.1.1848, gestorben ungefähr 1927) würde ich aus der Erinnerung so einschätzen: Groß, schlank, sehr ernst, wortkarg, nicht zu Späßen aufgelegt. Er besaß eine kleine Wirtschaft mit Viehhaltung. Nebenbei war er Deichhauptmann an der Bober. Frühzeitig ging er entweder seine Kontrollgänge machen oder auf seine Wiesen und Felder. Beeindruckt hat mich, daß er in der Mittagshitze auf dem Heuboden sein Mittagschläfchen machte. Sobald es kühler wurde, begann er wieder mit der Arbeit. Weder ein Foto noch ein Schriftstück ist von ihm vorhanden.

Die Großmutter (Stiefmutter) war untersetzt, etwas pummelig, eine typische Bäuerin. Sie sprach noch etwas französisch. Sie soll anlässlich eines Krieges mit ihren Eltern in Deutschland zurückgeblieben sein. Im Hause lebte noch der Enkelsohn Gustav, ein unehelicher Sohn einer Schwester meines Vaters. Er war dort bei der Post beschäftigt.

Das Haus ähnlich wie alle Häuser dort. Klein, Giebel zur Straße, der Eingang an der Breitseite. Vom Eingang ging unmittelbar eine Holzterrasse nach oben zu den Kammern und zum Heuboden. Darunter die Treppe zum Keller. Die Kellertreppen waren immer mit großen braunen Tongefäßen (Milchsatten) besetzt, die mit Milch gefüllt waren. Es wurde noch selbst im Butterfaß gebuttert.

Für uns Stadtkinder ein Erlebnis. Die Sahne wurde aus den Satten abgeschöpft. Es gab bereits eine Zentrifuge, die allerdings noch von Hand in Betrieb gesetzt werden mußte. Nachdem die Butter in dem hölzernen Butterfaß von Hand gestampft worden war, wurde sie auf dem großen Wohnzimmertisch ausgewalkt und gewaschen, bis die letzten Buttermilchreste heraus waren. Dann wurde noch das Salz eingewalkt.

Die Wohnküche ging links vom Hausflur ab. Zwei Fenster gingen nach der Giebelseite, zwei nach der Breitseite. Der große Tisch, an dem sich praktisch alles abspielte, stand in der linken Ecke des Zimmers und wurde öfters blank gescheuert. Rechts neben der Tür der große Kachelofen mit einer Ofenbank umgeben. Auf dieser Ofenbank stand immer der Fliegenfänger. Eine Glasglocke, von unten in der Mitte geöffnet, rings ein Rand, der mit Milch oder Zuckerwasser gefüllt wurde. Die Fliegen, die es dort in Massen gab, flogen von unten an, naschten von dem Gebotenen, fanden keine Abflugöffnung und ertranken schließlich im Wasser. Trotzdem gab es immer unheimlich viel Fliegen, befand sich doch der Stall gleich rechts neben dem Eingang. Wieviel Kühe im Stall standen, weiß ich nicht. Nur auf die Gänse kann ich mich noch besinnen. Sie waren zur Mast in einem nach oben offenen Drahtgestell eingesperrt. Ich hatte allen Respekt vor dem Ganter, der stets angriffslustig war. Als ich ihm einmal die mit Futter gefüllte alte Bratpfanne hineinstellte, versetzte er mir einen kräftigen Schnabelhieb auf das Knie. Die Narbe ist heute noch vorhanden. Im Obstgarten, entfernt vom Wohnhaus, befand sich der Backofen. In diesem wurde noch immer gebacken. Auch dies war ein Fest für uns. Der Ofen wurde mit Holz geheizt. Am Backtag gab es eine Roggenmehlsuppe mit Milch, in dieser schwammen Klößchen aus Sauerteig. Noch heute denke ich gern an diesen Leckerbissen. Ob es mir allerdings heute noch so schmecken würde ?

Über die Brücke, die über den Bober führte, wagten wir uns kaum. Sie war sehr primitiv aus rohen, runden Fichtenbohlen gebaut. Durch die Zwischenräume konnte man durchsehen. Und dies war doch ein eigenartiges Gefühl, unter sich das reißende Fließchen zu sehen. Eines Tages wollte uns Gustav, der Neffe meines Vaters, etwas Gutes tun und lud uns zum Schützenfest ins Nachbardorf ein. Dort waren einige Buden aufgebaut. Über die Primitivität waren wir Stadtkinder doch etwas schockiert. Gab es doch vorher für mich allerhand Aufwand. Mit der Schülermütze (alle Schulen hatten früher ihre eigene Mütze für die Schüler. Die der Oberrealschule zu Dresden Johannstadt war rot mit zwei goldenen Streifen) durfte

4

ich nicht gehen, weil es den Zorn der Dorfjugend hervorgerufen hätte. Und ohne Kopfbedeckung wäre eine Unmöglichkeit gewesen. ("Wir sind doch keine armen Leute"). Also mußte beim Nachbarn ein Hut ausgeborgt werden, bevor wir den Weg ins Nachbardorf antreten durften. Na, wie ich mich da wohl gefühlt habe in diesem Eiersieder, auch Melone genannt. Aber der "Wohlstand" war damit dokumentiert.

Wir besuchten auch die Geschwister meines Vaters, die in der Nähe wohnten. Onkel Ernst wohnte in Kosel bei Altöls. Er hatte eine größere sehr gepflegte Bauernwirtschaft als sein Vater. In der Statur ähnelte er meinem Vater. Soweit ich mich erinnere war seine Frau von zierlicher Statur, nicht der Typ einer Bäuerin. Sie besaßen sieben Töchter. Mit diesen Töchtern tobten wir einmal im Wald und anschließend in einer Kiesgrube. Da wir ja zu Besuch waren, also unsere Sonntagskleidung, die damals übliche Matrosenkleidung angezogen hatten, war dieser Ausflug etwas problematisch. Die Kiesgrube hatte es uns angetan. Auf den Hosenböden wurde der lange, steile Abhang mehrmals heruntergerutscht. Unsere Kleidung soll danach ein schmutziges Gelb gewesen sein. Durch Klopfen auf den Hosenboden mit unserer Mutter kräftiger Hand allein wird sie nicht sauber geworden sein. Mitunter blieben wir dort auch über Nacht und mußten dann mit den Mädchen gemeinsam im Bett schlafen. Leider ist der Kontakt mit dieser Familie nach dem Tode meines Vaters abgerissen.

Wesentlich mehr in Erinnerung sind noch die Besuche in Altöls bei der Schwester Ernestine meines Vaters. Sie war verheiratet mit Pfohl. Mit der einen Tochter ~~hätten~~^{wären} wir, da sie in Dresden als Wirtschaftlerin tätig war, näher befreundet. Der lose Kontakt besteht auch heute noch. Sie arbeitete nach dem Krieg in Gröden bei Riesa, lud uns auch ab und zu dort ein. Unvergeßlich die Spargelessen dort und die Spargelsendungen. Eines Tages setzte sie sich in die BRD ab, heiratete einen Herrn Bischof und wohnt z.Zt. in Frechen bei Köln. In Gröden führte sie einem Bauern den Haushalt und zugleich dessen Lebensmittelladen. Dieser Laden wurde später eine Konsumverkaufsstelle. Marthel war sehr fleißig, tüchtig und vor allen Dingen sehr geschäftstüchtig.

Mit der Schwester in Thomaswaldau, von der der uneheliche Sohn Gustav stammte, hatten wir keinerlei Beziehungen. Sie war wohl "deshalb" das schwarze Schaf in der Familie. Gustav stammte von einem vermögenden Bauern ab, den Anna auch beerbte.

5

Bei unseren Fahrten nach Urbanstreiben mußten wir in Bunzlau umsteigen. Dort wohnte Vaters Schwester Pauline verh. Viethe, die wir dann auch besuchten. Dort gingen wir auch auf den Wochenmarkt. Meine Mutter kaufte dort Bunzlauer Kaffeegeschirr, das in wenigen Einzelteilen noch heute existiert. Es gefiel ihr so gut, daß sie sich dasselbe noch einmal bei Kamenz (Töpfer Parchmann) nacharbeiten ließ. Allerdings wurde dies in den Farbanordnungen verwechselt.

In Dresden wohnte mein Vater bei der Tante Hauswald. Diese besuchten wir später des öfteren. Sie wohnte damals auf der Kurfürstenstraße, jetzt Hoyerswerdaer Str.

Eine Episode mit Tante Hauswald beeindruckte mich sehr. Meine Mutter war mit Tante Hauswald und mir zur Beerdigung des Haenchen-Großvater nach Urbanstreiben gefahren. Auf der Rückfahrt im Zug, selbstverständlich Holzklasse (IV. Klasse), zunächst lange Zeit Stillschweigen. Und dann erklärte Tante Hauswald, sie möchte nach ihrem Tode auch gern in Urbanstreiben in der Familiengrabstätte beigesetzt werden. Damit nicht zu hohe Kosten verursacht werden, möchte sie eingeäschert werden. Die Urne könne sie ja dann selbst nach Urbanstreiben bringen. Und damit war die Fröhlichkeit wieder hergestellt.

In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt: Nach dem Tode meines Vaters hat sich die Verwandtschaft Haenchen kaum noch um uns gekümmert. Nach 1916 waren nur noch wenige Besuche in Urbanstreiben. So riß auch der Kontakt leider ab.

Von Interesse dürften noch die Berufe der Ahnen sein.

Auf der väterlichen Seite nannten sie sich: Gutsbesitzer, Freibauern, Bauern, 1759 Bauer und Gerichtgeschworener, Bauern, Bauer und Deichhauptmann. In der Linie der Haenchen-Großmutter : Gärtner, Gärtner, Schneider, Gärtner, Häusler, Weber, Gärtner, Bauer, um 1700 Huf- und Waffenschmied, aber auch Gärtner.

In der Müllerschen Linie finden wir bei den Ahnen ein wechsellößere Berufsbild. Mein Großvater Hermann Müller war zunächst Weber , dann Fabrikweber und machte sich dann als Gärtner selbständig. Sein Vater, wie der Vater seiner ersten Frau waren Weber und Oberfärber. In den weiter vorhergehenden Generationen sind es Weber, Auhäusler, Häusler und Weber, Häusler und Fleischhauer, Häusler und Erbmüller. Um 1711 erscheint ein Gärtner auch in dieser Linie. Außer Häuslern und Webern auch ein Müller und Bauer.

6

In allen Urkunden wurde der Hausbesitz (Häusler) vor den Beruf gestellt. Man wollte damit einen gewissen Wohlstand dokumentieren. Nach den Aussagen meiner Mutter waren Menschen noch zu ihrer Zeit ohne eigenen Hausbesitz eine untergeordnete Klasse, mit der man nicht unbedingt verkehren konnte, wenn man Häusler war.

Der Großvater Müller, Karl Hermann geboren am 26.7.1859 in Neugersdorf, verstorben ebenda am 26.7.1932 war in erster Ehe verheiratet (11.11.1882) mit Juliane Auguste Pfeiffer, geboren in Altgersdorf am 11.7.1861, gestorben am 4.4.1901 (im Kindbett), nach der Geburt von Tante Grete, dem 6. Kind.

Meine Mutter, Lina, war das älteste Kind. Es folgten Anna, Alfred, Frieda, Adolf und Grete. Seinen Kindern gab der Großvater jeweils nur einen Vornamen. Ganz gegen die damaligen Sitten und Gebräuche. Er ärgerte sich nämlich darüber, daß er vielfach bei seinem Zweitnamen "Karle" gerufen wurde.

Lina, Frieda und Grete erlernten den Beruf des Blumenbinders; Alfred wurde Bäcker, Anna Köchin, Adolf Gärtner.

Eine zweite Ehe ging Großvater Müller mit Auguste Ernestine verwitwete Hartmann geborenen Schuster ein. Ihr Sohn Emil hatte eine Schuhmacherei mit Schuhgeschäft in Neugersdorf.

Bei den Müller-Großeltern waren wir des öfteren und gern zu Besuch. Müller Großvater, der in seiner Jugend Weber war, paßte das Fabrikleben nicht. Er baute sich eine kleine Gärtnerei auf. Sie befand sich in Neugersdorf Fünfhäuserweg/Ecke Rosenstraße. Das Haus und die Gärtnerei lagen tiefer als die Rosenstraße. Der Giebel des Hauses stand nach der Rosenstraße. In der Giebelseite befanden sich zwei Läden. Einer war ein Kurzwaren- und Textilwarengeschäft, der den Bewohnern der nach dem Fünfhäuserweg zu gelegenen Wohnung gehörte. Die Großeltern hatten den Laden nach der Gärtnerei zu gelegen. Ich erinnere mich allerdings nicht, daß dieser Laden als solcher genutzt wurde. Er diente als Lager für die Binderei und als Arbeitraum für die Binderei.

Im Erdgeschoß unmittelbar an den Laden anschließend, mit Tür verbunden war die große Wohnstube. Meine Mutter erzählte, daß darin noch meine Urgroßmutter Pfeiffer ihren Webstuhl stehen hatte, und noch daran gearbeitet hat. Vor dem Haus war ein Vorbau durch den man mußte, um in den Ha^{2A}süflur zu gelangen. Dieser Vorraum war sehr geräumig. Er war mit einem Zinkblechdach abgedeckt. Das Trommeln des Regens, und es regnete dort oft, habe ich noch im Ohr.

Dieser Vorbau diente mitunter auch zu gärtnerischen Arbeiten. Im Hintergrund waren die Werkzeuge und Geräte, anschließend im Haus waren die zwei Aborte, davon einer für Kinder. Vom Hauseingang rechts ging es in das große Wohnzimmer. An der rechten Wand waren zwei Fenster. In der rechten Ecke stand ein Geschirrschrank mit Glastüren. Darin befanden sich, für uns Kinder natürlich sehr eindrucksvoll, viel bemaltes Geschirr, vor allen Dingen Tassen mit Namen und viel Blumendekors. Links unmittelbar an der Eingangswand war ein Geschirr- und Tellerbord. Fein säuberlich standen darin die Schüsseln und Teller. Daneben der große Kachelofen mit Ofenbank. Daneben, die weitere linke Wandseite einnehmend der große Familientisch mit Bank und Stühlen. Die Beleuchtung war eine einzige elektrische Lampe, eine Birne mit Blechschirm über dem Tisch, für das ganze Zimmer ausreichend. Zu Mutters Zeiten mußte dies eine Petroleumlampe schaffen. Rechts an der Wand stand ein Ledersofa. Dort sehe ich noch Müllergroßvater liegend, die Neugersdorfer Nachrichten lesend. Er trug, nur zum Lesen, eine Nickelbrille. Links vom Eingang war ein Stübchen. Dies diente der Vorratshaltung. Und von dort aus ging der gute angenehme Geruch aus, der das ganze Haus durchströmte. Unweigerlich ist bei mir der Duft von Gewürzkräutern, Dill, Bohnenkraut und vielen anderen Gewürzkräutern mit dem Haus des Großvaters verbunden. Dort standen auch die Fässer mit selbsteingelegten Gurken. Gegenüber der Eingangstür führten einige Stufen, die zur Tür der Nachbarswohnung führten. Links neben der Tür zur Vorratskammer ging die hölzerne Treppe ins Dachgeschoß, in dem sich die Schlafzimmer befanden. Nur kleine niedrige, flache Fenster unmittelbar unter der Dachtraufe erhellten die Zimmer nur wenig. In einem dieser Schlafzimmer fühlten wir uns sehr wohl.

Großvater Müller war sehr aufgeschlossen uns gegenüber. Er war stets zu Späßen aufgelegt, besonders gern neckte er sich mit uns. Sehr gern zwickte er uns im Vorbeigehen um dann so zu tun, als ob er es nicht gewesen wäre. Und wir bewunderten ihn ob seiner Technik durch eine Zahnücke an der Seite in hohem Bogen zu spucken. Aber dies tat er nur, um uns zu amüsieren. Er ging gern mit uns aus. Es war dann die Krone, wenn wir vor einem großen Glas Malzbier saßen. So ging er mit uns den weiten Weg zum Feldschlößchen in Richtung Seifhennersdorf an der Wachtschänke vorbei.

Es ging auch mal nach Eibau, auf den Butterberg, auf den Kottmar oder über die Grenze, die ja nur 100 m entfernt war, ins "Bihmsche" nach Phillipsdorf um die Wallfahrtskirche zu bewundern. Besonders ging er dorthin, wenn dort bestimmte Feste waren und alles voller Buden stand, wie es in Wallfahrtsorten noch heute üblich ist. Waren wir aber zum Neugersdorfer Schießen (Schützenfest) dort, dann lief er mit uns alle Stände ab. Allerdings wurde sehr Maß gehalten mit dem Geldausgeben. Kaum daß wir einmal Reitschule (Karussell) fahren dürften. Und trotzdem hatten wir viel Freude mit ihm. Und wenn er dann in der Wachtschänke oder in einem Zelt sein Glas Dunkles trank, hatten wir jeweils unser köstliches Malzbier. Die weitesten Ausflüge waren bis nach Rumburg. Dort gab es die köstlichen "Kreenwürstchen". Kleinere Würstchen als die hiesigen Wiener, zu denen es keinen Senf, sondern Kreen (Meerrettich) gab. Ich kann mich nicht erinnern, daß sie besonders gut und anders waren, sondern nur, daß ich nicht verstehen konnte, warum man deshalb bis nach Rumburg fuhr bzw. ging. Das scharfe Zeug von Kreen brannte doch erbärmlich in Mund und Nase.

Ein einziges Mal habe ich Großvater Müller böse erlebt. In seinem Gewächshaus waren Kröten, die er hegte und pflegte, wegen der Schneckenbekämpfung. Als Kind kannte ich ja keinen Unterschied zwischen Frosch und Kröte. Und um der Kröte etwas Gutes zu tun, setzte ich sie in das im Gewächshaus befindliche Wasserbecken. Als Großvater dies sah, wurde er fuchtelteufelswild. In seinem köstlichen Oberlausitzer Edelrollerdialekt zankte er mit mir. Er klärte mich aber auch über die Nützlichkeit dieser Tiere auf. Er wies daraufhin, daß sie nicht wie Frösche im Wasser leben. Auch zeigte er mir die Schönheit dieses Tieres, besonders die Augen. Seitdem habe ich eine gewisse Zuneigung zu diesen Tieren.

Die Gärtnerei war nicht allzu groß, aber für einen Familienbetrieb vollkommen ausreichend. Wie meine Mutter schilderte war allerdings in ihrer Kindheit bei dem verhältnismäßig großen Haushalt des öfteren Schmalhans Küchenmeister. Man darf allerdings nicht vergessen, daß zu jener Zeit auch die Ansprüche in keiner Weise so hochgeschraubt waren wie heutzutage. Es wurde alles kultiviert. Gemüse, Heil- und Gewürzkräuter, Freilandzierpflanzen und Gewächshauskulturen. Kurz, alles quer durch das Sortiment um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Selbstverständlich wurde auch Kranzbinderei getätigt. Die kleinen Gewächshäuser dürften nicht allzu viel Fertigware erbracht haben.

Die Großeltern mußten sehr fleißig sein, um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Als ich älter war, hatte ich den Eindruck, jeder habe eine Kasse für sich.

Großvater reiste gern zu seinen Kindern und dafür brauchte er^W doch ein paar Pfennige. So fleißig sie auch waren, mit der heutigen Hektik ist dies nicht vergleichbar. Aber die Ansprüche waren ja auch nicht so hoch.

So wurden Sommerblumen zu Sträußen erst geschnitten, wenn die Kunden kamen. Und die suchten mitunter jede einzelne Blüte selbst aus. Dann wurde der Strauß auf einem Frühbeetkasten sitzend gebunden. Und nun begann erst einmal der Plausch. Es wurde erzählt für wen und welchen Anlaß diese Blumen benötigt wurden. Dabei wurden ganze Krankheits-, Lebensgeschichten, Eheverhältnisse und was weiß ich alles, erzählt. Es war doch noch ein geruhsameres, wenn auch mitunter ein mehr als 14-stündiges Arbeiten. Aber andere Interessen als die Arbeit, außer der Zeitung und hin und wieder mal verreisen und ausgehen, gab es nicht. Großvater hat kaum Alkohol getrunken. Mit Rauchen hat er erst mit 70 Jahren angefangen, weil ihm sein Sohn Alfred eine Kiste Zigarren schenkte.

Geschrieben wurde grundsätzlich nicht. Wer kommt ist herzlich willkommen und wenn er etwas von seinen Kindern wissen wollte, dann reiste er lieber selbst hin.

In Neugersdorf erlebte ich auch noch meine Urgroßmutter Eleonore Gottliebe Pfeifer geb. Richter, die wir stets besuchten, wenn wir dort waren. Sie lebte später in kleiner Wohnung, in der uns ganz besonders der "Seeger" gefiel, eine Uhr mit Perpendickel und Gewichten, mit einem schönen bunten Zifferblatt. Leider kann ich das genaue Todesjahr nicht ermitteln. Sie wurde über 92 Jahre alt, (Geboren 1834). Ihr Mann war zunächst Weber und später Oberfärber in einer Fabrik. Nach den Erzählungen stürzte er in einen kochenden Farbkessel, an deren Folgen er 1874 verstarb. Aus weiteren Unterhaltungen mit ihr erinnere ich mich, daß es ihr "erschrecklich" war, daß schon wieder 10.000 Russen gefangen worden waren (1. Weltkrieg). Leider kann ich dies nicht in Lausitzer Dialekt wiedergeben. Sie erzählte aber auch davon, wie sie und andere Weber ihre eigene handgewebte Ware noch auf die Leipziger Messe gefahren haben. Nicht mit Pferdewagen, sondern auf dem Schiebock (einrädriige Karre) und barfuß gelaufen sind, um die Holzpantoffeln zu schonen. Die Urgroßmutter hat noch selbst handgewebt, bis die Maschinenweberei die Preise so drückte, daß es sich nicht mehr lohnte

Als wir während der Inflationszeit nach dem ersten Weltkrieg wieder einmal in Neugersdorf waren, war wie üblich um diese Zeit das Neugersdorfer Schießen. Die Bihmschen (Böhmischen, jetzt Tschechen), hatten eine feste Währung, die natürlich für die Deutschen, denen die Mark jeden Tag weniger war, sehr willkommen. Konnten sie doch die Kronen, die stabil waren für spätere Einkäufe besser verwerten. Und nun strömten diese Valutabesitzer aus dem Nachbarland in Scharen nach Deutschland um billig einzukaufen und kauften fleißig. Onkel Emil, (Sohn der Stiefmutter meiner Mutter) dessen Schuhgeschäft unmittelbar unterhalb der Wachtschänke, ganz nahe der Grenze gelegen, machte Bombengeschäfte. Die Grenzbewohner von "drüben" kamen in alten Galoschen, die wir säckeweise wegschafften. In funkelnagelneuen Schuhen gingen sie dann wieder nach Hause. Der Umrechnungskurs muß sehr günstig gewesen sein. Und was man am Leibe trug, war ja nicht gepascht, also zollfrei.

Onkel Emil Hartmann selbst war eine Seele von Mensch. leider körperbehindert. Aus der Ehe mit Tante Selma, die uns jederzeit gern betreute, gingen drei Kinder hervor. Zwei Töchter, die bis in die Jetztzeit das Geschäft weiterführten. Der Sohn fiel im zweiten Weltkrieg.

Beim Onkel meiner Mutter, dem Bruder ihrer Mutter, Hermann Pfeiffer, waren wir auch des öfteren zu Besuch, auch übers Wochenende. Er hatte in Krakau bei Königsbrück eine kleine Wirtschaft, Bäckerei und einen Kolonialwarenladen. Er war Witwer mit fünf Kindern und heiratete spät noch einmal, als die Kinder schon fast aus dem Hause waren. Auch dort waren wir sehr gern, gab es doch dort wunderschöne Erlebnisse. Krakau lag am Rande des Truppenübungsplatzes. Der Weg von Königsbrück, das wir mit dem Zug erreichten, ging durch Wald und Heide, mitten über den Truppenübungsplatz. Wurde wegen Scharfschießens der Weg gesperrt, war Krakau nur über einen großen Umweg zu erreichen. Mit den Kindern Onkel Hermanns sind wir trotz des Verbotes auch über diesen Weg gelaufen, ohne gehindert zu werden und uns auch der Gefahr nicht bewußt zu sein. Krakau wurde in den 1930er Jahren in den Übungsplatz einbezogen und die Einwohner umgesiedelt.

Abgesehen von der Feldbewirtschaftung und Viehhaltung, wo es immer neue Eindrücke gab, war so manches interessant.

Schwer beschäftigt hat mich einmal das Schlachten eines Hahnes. Auf primitive Art wurde ihm auf dem Hackstock der Kopf abgeschlagen. Wenn schon dies mir allein genügte, so kam noch, daß das tote Tier

ohne Kopf noch eine weite Strecke davonflog, bevor wir es wieder erreichen konnten.

Der Laden war das Interessanteste. Dort wurde alles geboten, was die Dorfbewohner benötigten. Da stand das Petroleumfaß neben dem Salzheringsfaß, dem Zuckersack, dem Mehlsack, Salz, Gewürze, Bonbons, Schokolade, Backwaren, Tabackwaren, auch Kurzwaren. Hier muß ich einfügen, daß es früher ja die abgepackte Ware noch nicht gab, wie wir es heute in den Geschäften kennen. Alles mußte vom Kaufmann erst abgewogen werden. Die im Nebengebäude befindliche Bäckerei war zwar nicht sehr groß, aber für die Dorfbewohner allein war der Backwarenausstoß jedoch noch zu groß. So wurde zweimal in der Woche der große Planwagen mit zwei Pferden bespannt und die umliegenden Dörfer angefahren. Selbst bis nach Schmorkau ging die Fahrt. Neben den frischen Broten und Gebäck, das so köstlich duftete, waren außerdem die meisten Artikel aus dem Laden noch hinzugeladen. In den Dörfern hatte man seinen Stellplatz, außerdem wurde bei Stammkunden mit größerem Bedarf vorgefahren. Onkel Hermann fuhr meist nicht selbst, sondern die Kinder mußten diese Fahrten übernehmen. Eine derartige Fahrt war für uns die Glückseligkeit. Während des Manövers war es Zivilpersonen verboten das Gelände zu betreten. Und doch gingen die Pfeifferkinder los, um die in der Heide liegenden Soldaten mit Marketenderware zu versorgen. Es muß sich doch gelohnt haben, auch wenn die Soldaten seinerzeit nur geringen Sold hatten. Auch da waren wir dabei und der Nervenkitzel, ob wir des Geländes verwiesen wurden, war doch beträchtlich. Mit den Pfeifferkindern haben wir noch längere Zeit Verbindung gehabt.

Zu den Geschwistern meiner Mutter war ständig Kontakt.

Onkel Adolf, der jüngste Bruder meiner Mutter und auch derjenige an dem sie am meisten hing, fiel 1918 im ersten Weltkrieg. Er wollte seinen Leutnant aus dem Sperrfeuer holen - in Frankreich - und wurde dabei selbst schwer verwundet und starb. Um ihn hat meine Mutter lange getrauert, hatte sie doch erst reichlich ein Jahr vorher ihren Mann verloren. Adolf war Gärtner, arbeitete nach der Lehre in Dresden-Strehlen. Da meiner Mutter die primitive Schlafstelle nicht gefiel, es war lediglich ein Lattenverschlag unterm Dach in Altstrehlen, nahm sie ihn zu sich nach Dresden-Löbtau.

Als er fiel, wird er ungefähr 20 Jahre alt gewesen sein. An ihn besteht auch noch eine Erinnerung, als er im Strehleener Hof als Statist in einer Soldatenuniform mitmimte. Wir saßen im Saal an Tischen, an denen während des Spells serviert wurde.

Tante Grete, die Jüngste von den Geschwistern, ist kaum aus Neugersdorf fortgekommen. Sie hat auch Großvater bis zuletzt betreut. Sie war wahrscheinlich auch diejenige, welche die geringste Initiative aufgebracht hat. Sie war später in Eibau verheiratet, hatte zwei Kinder, bei denen sie jetzt in der BRD lebt.

Tante Anna war in Berlin in großen Haushalten als Köchin tätig. Später holte sie eine Familie zur Betreuung ^{eines Kindes} nach Amerika.

Von ihr erhielten wir des öfteren eine Ansichtskarte sei es aus Ostseebädern, aus Florida und sonst aus Amerika. Auf diesen stand meistens nur "Grüß Anna".

Tante Friedel war Geschäftsführerin bei der bekannten Firma Rohde in den besten Blumengeschäften ^{Berlin} seinerzeit. Zunächst im Hotel Adlon und später in der Tiergartenstraße. Sie hatte sich als Wohnung ein Atelier eingerichtet. Wir fanden es überspannt im wahrsten Sinne des Wortes. Vorhänge teilten dies Atelier in Küche, Wohn- und Schlafzimmer ab. Im Schlafgemach ein Betthimmel. Wir haben auch dort gewohnt, obwohl sich unsere Berlinbesuche meist bei Onkel Alfred abspielten. Tante Friedel ging während der Inflationszeit als Blumenbinderin nach Amerika New York, Dort arbeitete sie zunächst beim größten und besten Floristen. Später übernahm sie selbst ein Blumengeschäft in exquisiter Lage. Sehr spät heiratete sie noch Willy Heilmann. Sie lernte ihn auf einer Überfahrt als Chefsteward kennen. Sie unterstützte jederzeit die Werafamilie. Weras Kinder waren oft bei ihr in Amerika. Uns hat sie nach dem Krieg in der größten Notzeit mit wunderbaren Paketen unterstützt. Nach dem Krieg haben wir sie noch einige Male in Berlin getroffen. Im Alter gab sie ihr Geschäft auf. Sie starb auf ihrer "Farm", wir würden sagen Wochenendgrundstück. Wera war Alleinerbin, hat sich uns gegenüber aber großzügig benommen. Wofür wir ihr sehr dankbar sind, hat sie uns doch einige Reisen in die BRD ermöglicht.

Onkel Alfred hatte in der Brunnenstraße gegenüber der AEG eine gutgehende Bäckerei. 1945 wurde er dort jedoch ausgebombt. Aber gerade mit dieser Bäckerei gibt es reichlich Erinnerungen.

Es war ein gastfreundliches Haus. Ständig waren seine Schwestern und auch die Schwestern seiner Frau, Tante Meta, zu Besuch. Ich glaube alle Schwestern Tante Metas waren bei ihm nach und nach Angestellte. In seiner drastischen Art meinte er manchmal, alle kämen zu ihm nur, um sich satt zu fressen. Aber wenn man ihn besuchte war er großzügig. Der Tisch war immer reichlich gedeckt. Bei ihm war es auch zu sehen, daß er ein guter Futterverwerter war. Onkel Alfred war in seinem Beruf sehr tüchtig-- wie alle Müllers mit Ausnahme

~~war in seinem Beruf sehr tüchtig~~ - wie alle Müllers, mit Ausnahme von Tante Grete. Sein Geschäft ging recht gut. Tante Meta war die Chefin im Laden, immer adrett, feundlich und eine hübsche, schlanke Frau.

Die Wohnung schloß sich an den Laden an. Die Fenster führten auf den Hof. Es war immer duster, denn der schmale Hof ließ keine Sonne bis nach unten. Von der Straße führten einige Stufen zum Ladeneingang. Lediglich ein Schaufenster konnte die frische und leckere Ware zeigen. Vom Laden ging eine Treppe zur Wohnung und eine Holztreppe in die Backräume. Onkel Alfred hatte meist zwei Gesellen und einen Lehrling. Der Backofen befand sich unterm Schlafzimmer. Dadurch herrschte immer in der Wohnung eine übermäßige Wärme. Den Haushalt betreute meist eine Schwester von Tante Meta. Für die beiden Kinder Wera und Fred blieb kaum Zeit. Fred der Jüngere wurde von allen Tanten, und deren gab es ja viele, mehr als verwöhnt und verhätschelt. Dafür nahm sich meine Mutter mehr der Wera an. Fred, ein prächtiger Junge, ist kurz nach Beginn des 2. Weltkrieges im Osten gefallen. Mit Wera und deren Kinder haben wir noch heute recht guten Kontakt.

Aber noch zu Onkel Alfred! In seiner Ausdrucksweise war er derb und es klang polternd. Ein Einschlag des Oberlausitzer Rollens in der Sprache ist ihm geblieben. An sich war er eine gutmütige Seele, der keiner Fliege ein Leid antun konnte. So hielt er Hühner in der Backstube!!, weil man sie ihm aus der Laube (Wochenendhaus) in seinem Schrebergarten unweit des Bahnhofes Gesundbrunnen gestohlen hatte. Auch ein oder zwei Katzen trieben sich in der Backstube herum !! Und all seine Tiere, einschließlich zweier kreischender Wellensittiche versorgte er stets selbst. In seinem Schrebergarten waren wir sehr gern. Selbst mit unseren Söhnen verlebten wir dort mit Weras Kindern und Tante Friedel zwei nette Tage. Als die Mauer noch nicht bestand wohnte ich ab und zu dort, wenn ich in Berlin zu tun hatte.

Eine Erinnerung: Während der Inflationszeit war ich während der Ferien einmal dort. Selbstverständlich half ich im Laden beim Verkauf mit. Täglich stiegen die Preise. Onkel Alfred konnte für den Tagesumsatz am nächsten Tag kaum die erforderlichen Backzutaten kaufen, weil die Inflationsrate so schnell und enorm stieg. Das Papiergeld, es waren damals 20.000.-Mark-Scheine, wurden im Wäschekorb gesammelt und abends saß man gemeinsam beim Scheine zählen, und bündeln. Vor Wut, daß dieses Papier nichts mehr wert war, trampelte Onkel Alfred einmal im Wäschekorb herum.

Noch während des zweiten Weltkrieges, kurz nachdem er ausgebeimbt war, begann er nochmals mit Tante Meta eine Bäckerei in Adlershof. Diese Bäckerei war kleiner als seine erste, war auch nicht so günstig gelegen. Der Umsatz war auch nicht so groß, konnte man doch nur alles gegen Lebensmittelmarken erwerben.

Tante Meta verstarb dort. Onkel Alfred siedelte danach in seine Laube am Gesundbrunnen (Westberlin) über. Er starb in seinem Garten.

Was ich von meinem Vater weiß

In Urbanstreiben bei Kittlitztreben Kreis Bunzlau am 28.5.1880 geboren. Besuchte dort die Dorfschule von Ostern 1886 bis Ostern (17.3.) 1894. Wahrscheinlich in Kittlitztreben lernte er Schlosser und zwar begann er mit dem Gießen von Ofentüren. Nach Beendigung der Lehrzeit muß es ihn bald nach Dresden gezogen haben. Zunächst arbeitete er auf der Pfotenhauerstraße im Straßenbahnhof als Reparaturschlosser. Anschließend war er als Monteur in den Electricitätswerken Kummer u.Co (später Sachsenwerk) in Niedersedlitz tätig. Nach der Schilderung seines Kollegen und Freundes Edwin Richter ist er einer der tüchtigsten, begabtesten und beliebtesten Kollegen gewesen. Wenn keiner mehr weiter gewußt hätte, setzte man ihn ein, ganz gleich wo. So hat es sich wohl ergeben, daß er als Montageinspektor eingesetzt wurde und ständig unterwegs war. Er war kaum zu Hause und wir Kinder kannten unseren Vater kaum. War er doch jeweils nur einige Tage im Jahr zu Hause.

Aus den vorhandenen Karten, die sich die Elternschrieben, ergeben sich die nachstehenden Wirkungsstätten in Gaswerken, Elektrizitätswerken und Grubenanlagen, ja selbst in die Grubenschächte muß er des öfteren eingefahren sein.

1910 und 1911 Chemnitz, 1912 Oderberg (damals Österreich), Duisburg, Dortmund, Utrecht (Holland), Rotterdam. 1913 Teplitz, Bad Elmen, Luxemburg, Schönebeck, Wittkowitz (Schlesien), Duisburg, Altena, Würzburg, Gelsenkirchen, Bernburg. 1914 Duisburg-Ruhrort, Braunschweig, Magdeburg, Hannover, Wildemann (Oberharz), Hagen, Hörde, Bunzlau, Lehrte, Soest, Hamm, Köln, Uerdingen/Rh., Frechen b. Köln. 1915 Hörde, Dortmund, Herne, Hamm, Düsseldorf, Krefeld, Gelsenkirchen.

Von Ausbruch des Krieges 1914 bis Oktober 1915 war er als unabhkömmlich vom Kriegsdienst zurückgestellt. Dann wurde er als Landsturmmann in Holthausen für den Kriegseinsatz ausgebildet.

Im April 1916 war er lediglich 11 Tage in Frankreich im Fronteinsatz bei dem er verwundet wurde. Zufällig kam er mit dem Lazarettzug nach Dresden. Im Johannstädter Krankenhaus verstarb er am 16. Mai 1916 an Blutvergiftung.

Mein Vater wurde von allen die ihn kannten, als sehr pflichtbewußt, exakt, ordnungsliebend, genau, gewissenhaft, Fleißig und bildungshungrig sowie sehr sparsam geschildert. Er war groß, schlank, trug einen Schnurbart und hielt sehr auf Sauberkeit und gute Kleidung. Er war Sozialdemokrat. Erlernte Esperanto.

Meine Mutter, Lina geb. Müller wurde in Neugersdorf am 20.8.1883 geboren. Dort besuchte sie die zweiklassige Dorfschule. Dies heißt, es waren jeweils zwei Jahrgänge in einer Klasse vereinigt. Das was ihr an Allgemeinwissen dadurch versagt blieb, hat sie in späteren Jahren selbst intensiv nachgeholt. Sie las gern und viel, wenn es ihre Zeit erlaubte. Die zerlesenen, nicht immer gerade sauberen Bücher ihrer Bücherei legten davon Zeugnis ab. Und in Gesprächen mit uns und unseren Freunden, Studenten bis Doktoren, Beschämte sie uns des öfteren ob ihres umfangreichen Wissens und des Gedächtnisses für Geschichtszahlen. Als es ihr finanziell besser ging, versäumte sie keine Möglichkeit der Konzert- und Theaterbesuche. Selbst den ganzen Ring der Nibelungen hatte sie abonniert. Daß sie mit uns den Parsival besuchte, war zwar gut gemeint, aber in diesem jugendlichen Alter verstand ich weder vom Inhalt noch von der Musik etwas und das wiederum konnte sie nicht verstehen, zumal sie uns eine bessere Schulbildung angedeihen ließ.

In jeder Beziehung, selbst in Bezug auf Ernährungsweise versuchte sie mit der Entwicklung Schritt zu halten. Kurz, sie stand mitten im Leben. Und dies mußte sie auf Grund der Verhältnisse. Und selbst, als sie bereits im Sterben lag, interessierte sie sich noch für den ersten Explorer, den die Amerikaner in den Weltraum geschickt hatten.

Zum Lebenslauf: In Neugersdorf in der väterlichen Gärtnerei verbrachte sie ihre Kindheit. Sie war die Älteste von den Geschwistern und mußte deshalb nicht nur in der Gärtnereimitarbeiten, auch bei der Fürsorge um die Geschwister wurde sie gefordert. Besonders schwer ist ihr das Wasserpumpen und -tragen gefallen, befand sich doch die Pumpe fast 50 m vom Haus entfernt und die Gärtnerei mußte auch aus diesem Brunnen versorgt werden.

Wie sie es schilderte, war manchesmal Schmalhans Küchenmeister. Von Weihnachten erzählte sie, daß es kaum einmal etwas zum Spielen gab, sondern lediglich etwas zum Anziehen, also lediglich Notwendiges und nichts zum Freuen. Obwohl sie unmittelbar nach dem Schulbesuch in die "Fremde" mußte, hing sie doch sehr an ihrer Heimat. Als die Betgeschwister (Mitkonfirmanden) zu den Treffen nach 25 Jahren und dann fast alljährlich riefen, war sie gern dabei um mitzufeiern und in Erinnerung zu schwelgen. Einige Male konnte ich sie später per Pkw zumindest abholen.

Nach der Schulentlassung 1898, mit 14 Jahren begann sie die Lehre als Blumenbinderin. So verbrachte sie die ersten Jahre nachdem sie aus dem Elternhaus war, in Zittau und Bautzen. Im Jahre 1900 nahm sie eine Stellung in Bielefeld im Blumengeschäft Bielitz an. Aber bereits im April 1901 mußte sie nach Neugersdorf zurück, weil ihre Mutter am 5. April im Kindbett gestorben war. So mußte sie als die Älteste von den Geschwistern die Pflege des Neugeborenen (Grete) und den Haushalt mit Vater und Geschwistern übernehmen. Sie war gerade 17 Jahre alt.

1903 in P^lauen bei Zabel und Bauch, 1904 bei Haufe Bautzner Str. 4905 in Langebrück Dresdner Str 13, im Juli begann sie bei der Firma Stamnitz in Dresden-Neustadt Lousienstraße. Selbst der Schriftsteller Kästner spricht von der "klitzekleinen Frau Stamnitz". Aus der Zeit bei Stamnitz hat sie viel erzählt. Sie hatte viel in den Offizierskasinos und zu Festlichkeiten in den Adelsfamilien Dekorationen zu bearbeiten. Aus ihren Erzählungen klang so manches an, was man bei Renn "Adel im Untergang" lesen kann. Dort war sie tätig bis zu ihrer Eheschließung.

Ich greife jetzt etwas vor. Um etwas über meine Mutter zu sagen, sicherlich wiederholt sich dann noch etwas.

Daß meine Mutter sehr fortschrittlich in allen Dingen des Lebens eingestellt war, erwähnte ich bereits. Sie war jederzeit der Jugend zugetan und zog unsere Freunde ins Haus, auch damit sie die Kontrolle hatte, mit wem wir umgingen. Waren es zuerst die Schulfreunde, später die Freunde und Freundinnen aus der Jugendbewegung, so kamen später noch die Berufskollegen und Ruderkameraden hinzu. Und wie mir jetzt nach über 50 Jahren eine ehemalige Schülerin aus der Berufsschule schrieb, lud sie diese sogar zu Weihnachten zu uns ein, weil diese fern von zu Hause war. So war immer Leben im Haus.

Die Mutter war sehr aufgeschlossen gegenüber der Jugend. Sie war sehr belesen und konnte deshalb vielfach die Gespräche über alle möglichen Dinge führen, oft neben der gemeinsamen Arbeit. Aber auch anlässlich von Tagungen, Ruderregatten usw. wurde auswärtigen Teilnehmern gern ⁴Unterkunft und Verpflegung gewährt. Die Verpflegung war entsprechend der Einkommensverhältnisse manchmal sehr sparsam, aber dann auch wiederum sehr reichlich. Wenn wir viel arbeiten mußten und das Geschäft Gewinn brachte, und die Kunden ihre Rechnungen bezahlten, dann wurde nicht gespart. So waren ihre Obst- und Gemüsesalate, die sie trotz ihrer knappen Zeit anfertigte, bekannt und "berühmt". Lange Zeit wurde auch nur das "Demetergemüse" gekauft. Gemüse auf biologisch-dynamische Weise kultiviert. Es waren junge Leute, die das Gemüse aus ihrer Gärtnerei einmal wöchentlich per Lkw ins Haus brachten. Es war allerdings etwas teurer als im Geschäft.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß sie manchem jungen Menschen finanziell und auch materiell geholfen hat. So haben einige Studenten von ihr Lebensmittelpakete erhalten, damit sie sich mal sattessen konnten. Ich vermute, sie wissen heute noch nicht, wer der Spender war. Am wenigsten hat man sicherlich auf unsere Mutter getippt, denn man wußte, daß sie auch nicht mit Glücksgütern gesegnet war. Sie mußte doch alles mit ihrer Hände Arbeit schaffen.

Sie vermittelte uns so allerlei Lebensweisheiten nebenbei, die uns später im Umgang mit Menschen sehr zu Gute kamen. So konnte zum Beispiel am Tage manch böses Wort gefallen sein, aber bis zum Schlafengehen sollte dies möglichst vergessen sein. Ein Weggehen oder Schlafengehen ohne Gruß wurde von ihr nie geduldet. Die Achtung vor einem anderen Menschen, gleich welchen Bildungsgrades, gleich welchen Benehmens, mußte respektiert werden. So meinte sie, einem primitiveren Menschen solle man sogar mehr entgegenkommen, als einem gebildeten, da man von einem gebildeten ja sowieso mehr Taktgefühl verlangen müsse. Keinesfalls dürfe man nach außenhin irgendeine Abneigung gegen einen Menschen andere spüren lassen. Nach ihrer Meinung sei derjenige der primitivere und starrköpfige, der nicht einmal in der Lage wäre die Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu wahren. Natürlich kam diese Auffassung aus dem im Geschäft erforderlichen Umgang. Ich habe jederzeit versucht, dies zu beherzigen. Es hat mir im Umgang mit meinen Mitarbeitern viel genützt. Grundsätzlich sollte man verzeihen können und Diskrepanzen ~~zu~~ überbrücken.

Inkonsequent war sie jedoch in dieser Beziehung gegenüber ihrem Schwiegersohn, dem sie einen gewissen Dünkel nicht verzeihen wollte. So war er nicht zu bewegen einmal einen Leiterwagen zu ziehen. Er duldete es sogar, daß seine Frau, meine Schwester, diesen allein von der Tolkewitzer Straße bis in die Heynathstraße ziehen mußte und er als "Unbeteiligter" auf dem Fußweg nebenher lief. Dabei hatte auch er den Nutzen, des Wageninhaltes.

Unmittelbar nach dem Tode unseres Vaters war die Mutter sehr streng mit uns, sie meinte wahrscheinlich sie müsse nun beide Elternteile wirksam werden lassen. Für ihre allgemein härteren Erziehungs- methoden hatten wir als Kinder natürlich kein Verständnis. Dafür wurde dann später, als wir Jugendliche waren, das Verhältnis mit der Mutter recht kameradschaftlich. Und wir lernten es schätzen in den späteren für uns ²¹ frühen Zeiten, daß wir arbeiten und auch verzichten gelernt hatten. So verstand man auch Goethe in "Wilhelm Meisters Wanderjahre". "Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern, den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen im- stande wäre".

Soweit zunächst zu meiner Mutter.

Meine Eltern lernten sich in Dresden kennen. Einige Postkarten geben über das Sichkennenlernen etwas Auskunft. Der Schriftwechsel ist nicht vollständig erhalten, auch die aufgefundenen Postkarten sind nicht das Vollständige.

Am 17.7.1905 schrieb er an Sie nach der Louisenstraße (Stamnitz), die letzte Karte dorthin am 4.7.1906.

Am 7.10. 1905 Er an Sie: Bitte Dienstag recht pünktlich und gute Laune.

Am 14.10.1905 Er aus Niedersiedlitz (Electricitätswerke Kummer u.Co)
"Werthes Fräulein" Morgen bestimmt an dem genannten Plat

Sie an Ihn :

29.11.1905 (Eine Karte vom Palaisteich, an Wilsdruffer Str. 4 bei Hauswald) "Ists Ihnen recht, wenn ich Sie für heute Abend hierher bitte ? Wenn nicht heute, dann morgen".

9.12.1905 "Unsere Unterredung am letzten Donnerstag (betrifft Sonntag) war doch kläglich verlaufen, durch meine Schuld! Sind Sie böse ? Aber Sie können das garnicht sein.

Wollen Sie mich am Sonntag ~~Mittag~~ vielleicht um eins Ecke Wilsdruffer-Schloßstraße erwarten? Ists Ihnen nicht recht, dann bitte bestimmen Sie. Bekomme ich keinen Bescheid hierauf, betrachte ich meinen Vorschlag als angenommen. Alles andere mündlich".

"Gruß Paul" fand ich auf einer Karte vom 4.1.1906 und das "Du" am 27.4.1906.

Die Eheschließung fand am 13.10. 1906 statt und damit auch der Einzug in die Wohnung in Großschachwitz Simonstraße 7 1.Etage. Wir zwei Kinder ließen auch nicht lange auf sich warten. Ich wurde am 6. März 1907, meine Schwester Liselotte am 21.7. 1908 geboren. Hier wohnten wir nur bis Oktober 1910, so ist es verständlich, daß ich von dort keinerlei Erinnerung habe. Das Einkommen meines Vaters wird nicht sehr hoch gewesen sein, denn des öfteren hörte ich, wie meine Mutter davon sprach, wie schwer es ihr gefallen ist, die Familie zu ernähren. Vergleiche über Preise und Löhne anzustellen wäre undiskutabel. Die Lebensmittelpreise waren sehr niedrig dementsprechend auch die Löhne. Unverständlich war mir allerdings, daß man in jener Zeit um 2 Pfennige Stundenlohnerhöhung längere Zeit streikte. Ich war der Meinung es hätte sich nicht ausgezahlt. Der Wochenlohn meines Vaters lag bei 20.-M, das Kostgeld für meine Mutter 12.- M.

Gesundheitlich soll ich in den ersten Lebensjahren, besonders nach der Pockenimpfung sehr anfällig gewesen sein und des öfteren Fieber gehabt haben.

Da aber mein Vater ab 1910 des öfteren auswärts arbeiten mußte, die Geldabhängigkeit meiner Mutter auf die Dauer nicht zusagte, suchte sie nach einem eigenen Gelderwerb. Im Oktober 1910 übernahm sie ein eigenes Blumengeschäft in Dresden-Löbtau Kesselsdorfer Str.62 (Schwerterheim). Heute befindet sich dort ein Friseurgeschäft. Das Ladengeschäft hatte eine große Fensterscheibe. Darin stand eine große Palme. Welchen Nutzen dieses Geschäft erbrachte, entzieht sich meiner Kenntnis. Wahrscheinlich war meine Mutter doch sehr stark damit beschäftigt, denn wir hatten ständig eine Haushalthilfe und auch Aushilfen im Geschäft. Wir Kinder gingen in den Fröbelschen Kindergarten, der sich im rückwärtigen Gebäude des Schwerterheimes befand. Sonst wurde in dem verhältnismäßig großen Hof gespielt. Unsere Nachbarn waren die Familie Kießling. Vater Kießling war Postangestellter. Er verwöhnte mich sehr und wehe, wer Fritzchen etwas antun wollte. Frau Kießling übernahm uns mitunter, wenn Mutter keine Zeit hatte. Kießlings hielten viele Kaninchen. Und für Küchenabfälle, die wir brachten, gab es Bonbons. Die zwei Kinder Rudi und Erna waren unsere Spielgefährten.

Die Sommerfeste, die im Schwerterheim abgehalten wurden, sind mir noch in Erinnerung. Beeindruckt hat mich die Pfefferkuchen - lotteriebude und vor allen Dingen Herr Kießling. Er spielte den Ordnungshüter auf dem Festplatz. Schnappte sich ab und zu einen der Männer, die aber erst freigelassen wurden, wenn sie sich durch einen Schnaps freigekauft hatten.

Im Herbst fertigten die älteren Burschen aus Kürbissen, die sie aushöhlten und Gesichter in die Rindenschnitten, Köpfe an. Innen wurde eine Kerze angebracht und angezündet. Abends wurden damit die Mädchen erschreckt. Mitunter steckte man diese Köpfe auf Stangen um damit bis vor die Fenster im ersten Stock zu gelangen. Ein netter Scherz.

In der Nähe der Saalhausener Straße hatten wir einen Schrebergarten mit Laube. Der konnte meist nur abends betreut werden.

Ein Winter muß reichlich Schnee gebracht haben, denn im Hofe wurde von den Kindern eine große Schneehütte gebaut. Sie ist mir noch gut in Erinnerung, zumal davon noch ein Foto besteht, auf dem wir beiden in Wollanzügen mit den beiden Kießlingskindern abgebildet sind. Wir erlernten sehr zeitig das Schlittschuhlaufen. Zunächst auf dem Platz an der Stollestraße. Sonntags fuhr die Mutter mit uns nach dem Zwingerteich. Auch sie lief noch Schlittschuh. Wir hatten gleiche, wollene Strickanzüge, grau mit grün abgesetzt.

In der Erinnerung blieben aus jener Zeit noch andere Erlebnisse. Anlässlich eines Geburtstages bekam ich eine Dampfmaschine mit entsprechenden Geräten, die von ihr angetrieben werden sollten. Es war ein Dampfkessel, der mit einer Spiritusflamme beheizt wird. Als ich glaubte, die Flamme sei erloschen, versuchte ich aus der Spiritusflasche nachzufüllen. Plötzlich standen aber meine Hände in Flammen. Kartoffelmehl auf die Hände gestreut sollte Linderung bringen. Die oft von meiner Mutter erzählte Episode:

Sie schickte uns zum Bäcker Kuchen holen. Dieser befand sich gegenüber vom Schwerterheim, das erste Haus neben dem Friedhof. Zum Geschäft führten etliche Stufen hinauf. Tür an Tür mit dem Bäcker war aber auch ein Friseur. Als wir nach Hause kamen, fragte die Mutter, wo denn der Kuchen sei, Daraufhin meine Schwester weinend: "Die haben dem Fritz die Haare geschnitten". Wir hatten die falsche Ladentür erwischt.

Ich besuchte dann dort die Bürgerschule in der Nostitz-Wallwitzstr., neben der sich die Feuerwache befand. In meine Klasse ging einer der Söhne des Grafen Luckner aus Altfranken. Dieser wurde des öfteren mit einem Kutschwagen, vor den Rappen gespannt waren, morgens zur Schule gebracht. Verständlich, daß dies meinen Neid erweckte und ich auch gern so zur Schule gebracht werden wollte. Meine Mutter bot mir aber lediglich an, mich mit dem Handwagen in die Schule zu fahren. Das war jedoch reizlos für mich. Am Sonnabend wurden wir vielfach in die "Scharfe Ecke" geschickt, um "Russischen Salat" (Fleischsalat) zu holen. Diese Gaststätte befand sich Ecke Kesselsdorfer und Saalhausener Straße. Die Schüssel erschien uns unheimlich groß, die wir für 1.--M gefüllt bekamen. Obwohl die Straßenbahn auf der Kesselsdorfer Straße verkehrte, war doch wenig Verkehr, es gab ja kaum Autos. Ein Ereignis war es, wenn der Blumengroßhändler, Herr Sitzmann, mit seinem großen offenen Pkw bei der Mutter vorfuhr. Manchmal durften wir ein Stück mitfahren und zwar bis zum Blumengeschäft Duckstein, das bis 1975 noch unter diesem Namen unterhalb des Friedhofes bestand. Den Rückweg zu Fuß nahmen wir gern in Kauf. Auch später, als die Mutter das Blumengeschäft in Tolkewitz hatte, war er noch Lieferant. Eine langjährige Haushalthilfe hieß Dora! An sich wurde sie mit gepflegt. Aber sonnabends ging sie früher. Als Ausgleich fürs Abendessen bekam sie 10 Pfennige für ein Stück Wurst.

1914, nachdem der erste Weltkrieg ausgebrochen war, marschierten des öfteren Soldatenkolonnen von Wälfnitz kommend, mit Musik voran, zum Verladebahnhof Friedrichstadt. Sie trugen damals noch die Helme mit den hohen goldenen Spitzen, die später mit grauem Tuch überspannt waren, bevor der Stahlhelm eingeführt wurde. Blumen geschmückt zogen sie ins Feld. Sie sangen: "Siegreich wolln wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapftrer Held...". Und Parole: Weihnachten sind wir wieder zu Hause. Nur wenige kamen nach Hause zurück. Über vier Jahre sollte dieser Krieg dauern. Gegenüber unserem Haus war ein Gemüseladen, zu dem führten einige Stufen hinunter. Der Besitzer warf den Soldaten Äpfel und Apfelsinen zu. Manches Stück konnten sie nicht erfassen und des öfteren wurden diese von der entgegenkommenden Straßenbahn überrollt und zerquetscht. Aufregend war es immer, wenn die Feuerwehr die Deubener Straße aus dem Depot herunterkam, um in die Kesselsdorfer Straße einzubiegen. Mit vier Rappen bespannt kamen sie angeprescht. Die Männer hatten glänzende Helme auf. Einer bediente die Warnglocke. Bei Finsternis führten sie brennende Fackeln mit.

mein Vater

Als Angestellter hatte er sich einen guten Ruf geschaffen und kannte ein größeres Arbeitsgebiet auf Grund seiner Tätigkeit. So beabsichtigte er sich im Rheinland selbständig zu machen. Als der Krieg ausbrach, hatte er dort bereits eine Wohnung gemietet, mußte dies aber wieder mit Ausbruch des Krieges rückgängig machen. Zunächst wurde mein Vater immer wieder (unabkömmlich) vom Kriegsdienst gestellt. Er hatte nicht als Soldat gedient, wahrscheinlich weil ihm ein Glied am rechten Zeigefinger fehlte, das er während der Lehrzeit eingebüßt hatte.

In der Hoffnung, daß der Krieg bald zu Ende ginge und der Umzug ins Rheinland erfolge, gab meine Mutter das Geschäft in der Kesselsdorfer Straße auf. So zogen wir am 8. April 1915 nach der Alemannenstraße 13 in Dresden Strießen, 3. Stock. (Heute Rosa-Menzer-Str.) Mit Fortdauer des Krieges wurde auch die Ernährungslage immer schlechter. Es gab Lebensmittelmarken. Wir erlebten den grausamen Kohlrübenwinter. Kohlrüben verfolgten uns allerdings noch mehrere Jahre. Kohlrüben als Gemüse, als Kartoffelersatz, als Marmelade und als Kuchenbelag. Selbst die Kohlrüben waren rationiert, so daß sie uns Kindern scheibenweise zugeteilt wurden. Dörrgemüse, Stockfisch und Kartoffelflocken, die mitunter schon muffig waren, zählten zu den Kostbarkeiten jener Zeit. Beim Fleischer Teich, Alemannen-Ecke Wittenberger Straße stellten wir uns zweimal in der Woche nach Wurstbrühe an. Je nach Personenzahl, die anstand, war die Konzentration. So kam der Meister ab und zu heraus, überprüfte die Länge der Menschenschlange und half mit Eimern voll Wasser nach, die Brühe zu verlängern.

Verständlich, daß wir immer hungrig waren und auch versuchten die kärglichen Rationen unehrlich aufzubessern. So mußte die Mutter selbst die Kohlrüben vor uns verstecken. Sie schloß diese, wie auch andere Lebensmittel, im Vertiko ein. Sie vergaß allerdings die obere Schublade abzuschließen. So entfernten wir diese und konnten dadurch an die Lebensmittel im oberen Fach gelangen. Es war allerdings nicht möglich größere Stücke oder Behältnisse herauszuangeln. So erwischten wir einmal die kostbare Kohlrübenmarmelade. Diese konnten wir nur per Finger erreichen. Und dies wurde zum Verräter. Die klebrigen Spuren verrieten uns. Und damit wanderte alles ein "Stockwerk" tiefer im Vertiko. Das darüber befindliche Geschirr versperrte uns den Weg, Aber die Verteilung war wieder gerechterweise hergestellt.

Kurze Zeit arbeitete meine Mutter im Industriegelände bei der Herstellung von Munition.

Bei Frau Maucksch im ersten Stockwerk half ich des öfteren bei ihrer Heimarbeit. Diese bestand darin, Glückwunschkarten zu falten, mit einer Kordel zu binden und dann Sortimente zusammenzustellen. Damit verdiente ich mir einige Pfennige. So konnte ich meiner Schwester, die mit Scharlach im Karnkenhaus lag, von meinem Selbstverdienten Geld ein kleines Präsent kaufen. Als bereits bei meiner Schwester Scharlach festgestellt war, habe ich noch mit ihr gemeinsam im Bett gelegen, da die Meinung bestand, ich sei bereits angesteckt. Man wollte erreichen, daß durch die Berührung der Scharlach bei mir schneller zum Ausbruch käme. Ich bekam keinen Scharlach. Auch von anderen ansteckenden Krankheiten bis auf die Masern blieb ich verschont. Damals gab es noch keinerlei Schutzimpfungen, wie sie heute zur Selbstverständlichkeit gehören. Die einschneidendste Erinnerung an die Alemannenstraße ist der Tod meines Vaters. Wir konnten ihn als Verwundeten noch in Neustadt in der Klinik von Hofrat Hähnel und im Johannstädter Krankenhaus besuchen. Als wir jedoch gerufen wurden, erkannte er mich schon nicht mehr. Wir sahen ihn noch als Toten aufgebahrt in der Totenhalle des Krankenhauses. Dieser Eindruck hat mich lange verfolgt. Der Vater wurde auf dem Garnisonfriedhof, jetzt Nordfriedhof beerdigt.

Von der geringen Rente konnte die Mutter mit uns beiden Kindern nicht existieren. Sie suchte nach einer neuen Erwerbsquelle. Noch einmal ging sie "in die Munition" im Arsenal (Industriegebiete), Ungefähr in diesem Zeitraum brach dort eine Explosion aus, die zu tagelangem Brand führte. Es bot sich ihr dann auf der Tolkewitzer Straße, auf der Elbseite des Tolkewitzer Friedhofes ein Blumengeschäft mit Grabpflege an. Es gehörte den Schwestern Dörffel, die aus Altersgründen aufgaben. Dort arbeitete die Mutter zunächst einige Monate als Binderin, zur Einarbeitung und um die Kunden kennen zu lernen. Dies Geschäft gehörte allerdings dem Johannsfriedhof, an den die Miete zu entrichten war. Für die Übernahme mußte die Mutter an die Dörffels 2.000.- M (ohne Inventar und Material) für die "Kundschaft" zahlen. Diesen Betrag erhielt die Mutter als Darlehn vom Sachsenwerk Niedersedlitz, bei dem der Vater zuletzt beschäftigt war. Dieser Betrag war selbst für die damaligen Zeit ungewöhnlich hoch.

Um näher an der Arbeitsstelle zu sein, zogen wir von der Ale-
mannenstraße nach der Schaufußstraße 19 gegen Mitte 1917. Hier
bewohnten wir eine kleine Wohnung in der 2. Etage. Unter uns in
der 1. Etage wohnte Dr. Gradnauer, der nach der Revolution 1918
Ministerpräsident von Sachsen war. Später war er sächsischer
Botschafter im preußischen Berlin. Durch ihn bekamen wir ab und zu
mal eine Theaterkarte in seiner Loge. Was uns aber auch imponierte
war, daß sich der Herr Ministerpräsident sich selbst den Mantel
ausbürstete oder die Schuhe putzte. Wir erlebten auch, daß der
Deutsche Ministerpräsident Fritz Ebert, als er vor Unruhen in
Berlin Schutz suchte, mit einem Taxi vorfuhr und Dr. Gradnauer
aufsuchte.

Von hier aus mußte ich noch die Bürgerschule auf der Markgraf-
Heinrich-Straße besuchen. Auch den Kindergottesdienst besuchten wir
weiterhin in der Erlöserkirch Paul-Gerhard-Straße.

Als Einschaltung halte ich für erwähnenswert: Es gab getrennt e
Grundschulen. Die Bezirksschulen, die auch meine Schwester besuchte
weil der Besuch kostenlos war, nicht die Lehrmittel. Ich durfte
die Bürgerschule besuchen, weil von dieser aus der Start in eine
höhere Schule möglich war. Allerdings war hier Schulgeld zu bezahlen.

Außer dem Blumengeschäft, das überwiegend für Grabschmuck und für
den Bedarf an Kränzen für Beerdigungen beschäftigt war, war noch
eine umfangreiche Grabpflege damit verbunden, Diese wurde meist
von zwei vollbeschäftigten Frauen besorgt. Die Bepflanzung
der Grabstellen, das Ausschmücken zu Gedenktagen, das Winterfest-
machen, das Bestecken mit Blaufichte vor Totensonntag, erledigte
die Mutter mesit selbst. Wir Kinder wurden allerdings mit einge-
spannt. Zunächst hatten wir Botengänge zu erledigen. So mußten
wir die Bestellungen auf die Grabstätten bringen, Kränze zur
Aufbahrungshalle am anderen Ende des Friedhofes oder zum Krema-
torium schaffen. Ware mußte herangeschafft werden. Kranzschleifen,
goldbedruckt in der Stadt abholen. Beim Blumengroßhändler Sitzmann
in der Scheffelstraße galt es Schnittblumen, insbesondere Importe ,
wie Mimosen, abzuholen. Zum Johannisfest wurden seinerzeit die
Gräber gut geschmückt. Für die Eichenkränze lieferte Sitzmann die
Seerosen als Dekoration. Da die Seerosen jedoch nie aufgeblüht
blieben, mußten sie rigoros aufgemacht werden, dabei wurden die
Blütenblätter leicht angeknickt, damit sie offen blieben.

Vielfach mußte ich die lange Fahrt nach Cossebaude machen. Damals fuhren noch die Straßenbahnen mit offenen Perrons und den gegenüberliegenden Bankreihen. Der Stadttarif galt nur bis zum Schusterhaus (Weißeritzmündung) dort und auch noch einmal am Urnenfeld mußte nachgelöst werden. In Cossebaude mußte ich bei der Mutter Diesner in der Talstraße Vergißmeinnichtkränzchen, -sträußchen, auch andere Blumen aus dem Freiland z.B. Tausend-schön, Goldlack und bunte Sträußchen holen. Bei Mutter Diesner erhielt ich immer etwas zu essen. In Erinnerung ist mir ihre Birnensuppe.

Das anstrengendste waren jedoch die Fahrten mit geliehenem Tafelwagen nach dem Güterbahnhof Reick um dort die sogenannten Grünen-Kränze von der Expreßabfertigung abzuholen. Diese dienten als Unterlage für die gesteckten Kränze. Lieferant war meist Frau Schwenke aus Herzogswalde. Auch Ilex, der in Säcken geliefert wurde, wurde im Herbst und Winter verarbeitet.

Später durften wir dann das Bindegrün andrahten, zum Andrahten zurecht schneiden, kurz viele Nebenarbeiten machen. Schließ-lich wurden die Kompetenzen zwischen meiner Schwester und mir geklärt. Sie mußte den Haushalt und das Kochen übernehmen. Mir blieben die Hofarbeiten, das Sauberhalten von Hof und Laden. Das Aufräumen auf dem Hof war nicht immer leicht, vor allen Dingen während der Totenfestarbeiten. Das Deckreisig, das Bindegrün, die Kisten mit Islandmoos mußte jeweils gestapelt werden und nach Entnahme wieder geordnet sein, zumal wenn mit Schneefall gerechnet werden mußte. Danach setzte gleich die Adventsbinderei ein.

Während der Sommermonate blieb mir die Pflege der zum Verkauf stehenden Pflanzen und Schnittblumen, sofern die Mutter mit der Binderei zu stark beschäftigt war. Und bei Ausfall der Grabpflegerinnen übernahmen wir auch die Grabpflege und -bepflanzung. Während der später einsetzenden Wirtschaftskrise wurden die Grabpflegerinnen eingespart und wir Kinder dafür zuständig. Und dies neben Schule bezw. Lehre (trotz 10 stündiger Arbeitszeit und 14-tägigem Sonntagsdienst). 1922 als die Mutter zu einer Rheumakur nach Bad Elster verschickt wurde, und auch bei Krankheit der Mutter, mußten wir die Betreuung des Geschäftes nebenbei mit übernehmen. Dies war insofern katastrophal, als die Inflation bereits begann. (Allerdings war ich damals schon 15 Jahre alt)

Bereits früher mußten wir mitunter die Bedienung der Kundschaft übernehmen und diese war nicht leicht zu nehmen. Sie stellte Ansprüche an das Bedientwerden in Bezug auf Höflichkeit und Beratung. Die Kundschaft stammte meist aus Blasewitz, Loschwitz, Weißer Hirsch oder auch aus dem sogenannten Schweizer Viertel hinter dem Hauptbahnhof. Ursache war die Straßenbahnverbindung der Linie 1 oder 16. Sie fuhr von Plauen über Hauptbahnhof bis zur Ludwig-Hartmann-Straße. Eine Haltestelle war Tolkewitzer-Ecke Ludwig-Hartmann-Str. Selbst die wenigen Kunden, welche per Auto oder Taxi vorfuhr, zogen die ruhigere Tolkewitzer Str. vor. Unsere Kunden stammten aus den sogenannten besseren Kreisen, Geschäftsleute, Fabrikbesitzer, Direktoren, Beamte, Rentner oder Pensionäre wie sie genannt wurden. Meist besaßen sie eigene Villen mit "Dienstpersonal".

So brachte uns unsere Mutter sehr bald "Manieren" bei. Dies begann bereits sehr energisch auf der Alemannenstraße. Ohne Kopfnüsse ging es dabei kaum ab. Da seinerzeit alle Schulen ihre besondere Mütze hatten, wurden diese auch eisern getragen mit Ausnahme der Schüler der Bezirksschulen. Aber wehe, wenn die Mütze beim Grüßen nicht tief genug gezogen wurde. Grundsätzlich wurde uns bereits im Kindesalter eingeschärft, wer wen zuerst zu grüßen hatte. Die gesellschaftlichen Regeln waren feststehend. Und sollten es auch noch heute sein. Aber wir lernten auch, wer zuerst durch die Türe gehen durfte, wie schnell man sein mußte um einer Respektsperson und das waren für uns alle Erwachsenen die Tür zu öffnen. Und keinesfalls durfte beim Grüßen etwa der Name oder Tittel weggelassen werden. Und mir passierte es doch, daß ich den Namen einer Kundin nicht wußte, sondern sie wie es seinerzeit noch üblich war mit "Gnädige Frau" und einmal sogar die Freiin Prinzeß zu Waldeck und Pyrmont nur mit Frau Prinzeß ansprach. Der Erfolg war die Androhung der Aufkündigung als Kundinnen. Ich bekam mein Donnerwetter und handgreifliche Unter-malung. Heute finden wir dies lächerlich und doch sollte im persönlichen Verkehr die Namensnennung beim Gruß beibehalten werden. Es klingt vertraulicher und persönlicher. Andererseits waren diese Kunden mitunter die faulsten Zahler.

Nicht nur die Grabpflege und Bepflanzung gingen auf Rechnung, vielfach wurden auch die im Geschäft gekauften Artikel "angeschrieben". Halbjährlich wurden die Rechnungen ausgeschrieben und versandt. Vielfach waren die Geldeingänge sehr zögernd. So konnte es vorkommen, wenn wir Kinder Schulbücher brauchten oder die Schuhe vom Schuhmacher holen wollten, daß uns die Mutter zu den faulen Zahlern schicken mußte, um zu Geld zu kommen. Wie oft kamen wir dann nur mit einem kleinen Teilbetrag oder ohne Geld nach Hause, Es war ja so leicht uns Kinder mit dem Bemerkten die "Gnädige Frau" sei nicht zu Hause durch das Dienstmädchen abzuweisen. Andererseits gab es auch erfreuliche Situationen von Seiten der Kundschaft. So überbrachte uns Frau Geheimrat Vogel (Mitinhaberin der Schokoladenfabrik Hartwig und Vogel, jetzt VEB Elbflorenz, Freiburger-Ecke Ammonstraße) jeweils kurz vor Weihnachten mit einem riesigen Paket mit Schokolade, Kakao und anderen Süßwaren. Die Prinzessin (siehe oben) malte meine Schwester. Der Baron von der Goltz brachte mir, als ich mich wochenlang mit einem bösen Durchfall plagte, ein Stück braunen Pfefferkuchen, den er sich seinerzeit sicherlich vom Mund abgespart hatte. Adoptieren wollte mich Senatspräsident Wünschmann und die Prinzess Waldeck. Beide meinten, daß sie mir mehr Gelegenheit zur Ausbildung bieten könnten, als unter den nicht gerade leichten Bedingungen mir möglich wäre.

Die Jahre des Beginnens auf der Tolkewitzer Str., noch während des Krieges, die sich bald anschließende Inflationszeit, waren für die Mutter besonders hart und schwer. Sie mußte ja auch den erhaltenen Kredit zurückzahlen an das Sachsenwerk.

In diesen Jahren nach Vaters Tod war es ganz besonders eine Kollegenfamilie des Vaters, die Familie Richter, die sich sehr um uns bemühte. Sie bewohnte in Niedersedlitz zunächst ein Zweifamilien- später ein Einfamilienhaus. Herr Richter verehrte meinen Vater sehr als Kollegen und Fachmann, der ihn in seinem Können überflügelte hatte. In den schlechten Jahren, die auch noch ernährungsmäßig schlecht waren, wurden wir oft sonntags zum Essen eingeladen. Richters bewirtschafteten einen Kleingarten, hielten auch allerlei Hühner und Kaninchen. Meine Schwester, die nicht zu bewegen war, Kaninchenfleisch zu essen, lernte es dort. Mehrmals hatte Frau Richter ihr besondere Stücke Kanin als Kalbfleisch offeriert. Nach dem dritten Mal wurde das Geheimnis gelüftet und der Bann war gebrochen. Meine Schwester aß auch keine Rinderzunge, weil die Kuh sich damit die Nase ausgeleckt hat.

Die Freundschaft mit Familie Richter hatsich lange Zeit bewährt. Die Zeiten der Kohlrüben, des bescheidenen Mittagessens, das oft nur aus Pellkartoffeln mit Salz bestand, gingen auch vorüber.

So wie wir nach und nach in die Arbeiten des Geschäftes eingespannt wurden, so wuchsen wir in die uns gestellten Aufgaben hinein. Wir mußten eben neben unseren Schulpflichten unser tägliches Pensum im Geschäft bezw. im Haushalt erledigen. Es muß jedoch eingestanden werden, daß die Schule nicht jene Anforderungen stellte wie heute. Vor allen Dingen fehlten die Zirkel und die gesellschaftliche Beanspruchung. Trotzdem war es für uns Kinder mitunter recht hart und die Schule kam ins Hintertreffen.

Zu Spiel und Freundschaftsbesuchen blieb uns keine Zeit. Erst später, als sich die Verhältnisse sich stabilisiert hatten, lockerte sich dies und so manches wurde nachgeholt. Das Geschäft florierte besser, der Gewinn für die nicht immer leichte Arbeit steigerte sich, so daß die geleistete Arbeit auch ihren Lohn fand. Die Mutter konnte sich auch Hilfskräfte leisten.

Noch einige Worte zur Inflationszeit, die anfangs der 20er Jahre begann, also anschließend an den ersten Weltkrieg. Zunächst begann die Geldentwertung nur schleichend, bis sie dann den Kurs von Billionen erreichte. Praktisch wirkte sich dies so aus, daß die Mark von Tag zu Tag wertloser wurde. An jedem Mittag wurde der neue Wechselkurs veröffentlicht (Mark & Dolar). Dieser wurde jeweils sehnlichst erwartet. Sagte er uns doch, was die Mark die wir besaßen nur noch wert war, was von den Einnahmen am Vormittag noch verwertbar war. Mitunter reichten die Einnahmen nicht um neue Ware einzukaufen. Die Kaufleute hielten ihre Ware auch bis zum Nachmittag zurück, bis zum Bekanntwerden des neuen Kurses. So konnte es vorkommen, um nur ein Beispiel zu nennen, daß das Brot am Vortage 20.000.- M am Tage darauf aber 40.000.-M kostete. Da der Verfall der Mark dann aber so rapide vor sich ging, verarmten praktisch alle. Im November 1924 trat die Stabilisierung ein mit der Einführung der Gold- und Rentenmark. Anlässlich des Totenfestes hatten wir auch einige Goldmark eingenommen, die meine Mutter sofort dazu benutzte mir einen Mantel zu kaufen. Wir bekamen einen großen Nachlaß, weil wir wertbeständig zahlten. Ostern 1924 wurden meine Schwester und ich konfirmiert. Unsere Tanten Friedel und Anna hatten uns einige Dolar aus Amerika geschickt, so konnte uns unsere Mutter einkleiden.

Nachtrag zum Blumengeschäft meiner Mutter.

Zum Teil wurden Pflanzen und Schnittblumen von den Gärtnern jenseits des Friedhofes bezogen, andere lieferten, je nach wirtschaftlichen Verhältnissen per Handwagen, Pferdewagen oder Lkw an.

Vielfach mußten wir Kinder auch kleine Posten im Korb oder Handwagen abholen, wenn dringender Bedarf war.

In der Kipsdorfer Straße waren es die Gärtnereien Elsner (jetzt VEB), und Pötzsch, jetzt Schrön, in der Wehlener Straße Schleinitz und in der Altenberger Str. Muschter und Trauwitz. Angeliefert wurde meistens von den Brüdern Willkomm Leuben und den beiden Betrieben Ebert aus Leuben und Lockwitz. So erinnere ich mich noch, daß die Willkomm mit dem sogenannten Gärtnerwagen anlieferten. Dies war ein langgestreckter zweiachsiger Handwagen auf den vier bis fünf Gärtnerkörbe von 90 cm Durchmesser, gefüllt mit Topfpflanzen gestellt wurde. Diese Wagen, mit denen auch die Gemüsegärtner aus dem Westen Dresdens ihre Ware nach der Stadt und auf dem Markt brachten, wurden von zwei Lehrlingen oder Gehilfen gezogen. Mitunter wurde auch ein Hund mit vorgespannt. Später wurden diese Wagen durch Pferdefuhrwerke und schließlich durch Lkw abgelöst.

In der Regel fuhr unsere Mutter jedoch zweimal in der Woche zum Einkauf in die Großmarkthalle, weniger in die "Kleine Halle" in der Nähe des Postplatzes, wo heute der Dresdner Markt stattfindet. Im Sommer fand der Verkauf auf der "Insel" statt. Zunächst längs der Weißeritzstraße parallel zur Eisenbahn, später an der Rosenstraße, wo heutzutage das Leergut gelagert wird.

Sie mußte dann bereits um 5 Uhr aus dem Haus, um bei Öffnung um 6 Uhr dort zu sein. War die Ware knapp, dann lohnte es sich so früh da zu sein. War ein reiches Angebot zu übersehen, dann wartete man geraume Zeit, ging unterdessen evtl. auch erst einmal in ein nahegelegenes Lokal frühstücken. Meist kam die Ausgabe fürs Frühstück durchs Warten heraus, weil die Preise bei reichem Angebot bis zum Schluß des Verkaufes gefallen waren. Die Verkäufer verständigten sich ebenso schnell untereinander wie die Käufer. Verkäufer waren Gärtner, aber auch Privatleute die ihre Garten-erzeugnisse an den Mann bringen wollten. Auch die sogenannten "Kränzchenweiber" aus Cossebaude waren dort. Sie boten dort vor allen Dingen die Vergißmeinnichtkränzchen an. Dazu wurden die Blütenstengel mit einem Blatt zu kleinen Büscheln zusammengefaßt und diese dann zu einem Kränzchen gebunden. Auf den Gräbern wurden sie in die tönernen braunen Blumenuntersetzer gesetzt.

Die Mutter wurde dann von uns, bevor wir in die Schule gingen, von der Straßenbahn mit dem Handwagen abgeholt, sofern die Schule nicht früher begann. Als ich dann 1933 meinen ersten Pkw (Hanomag) gekauft hatte, fuhr ich dann mit einkaufen. So gewannen wir auch Zeit und konnten in einem netten Kaffee, Konditorei Schmuck in der Amalienstraße (Nähe Pirnaischer Platz) noch frühstücken. Ja, es gab zu jener Zeit Kaffees, die bereits so frühzeitig geöffnet hatten. - Wenn die Mutter mal mit uns nachmittags in der Stadt war, wurde im Kaffee Apel eingekehrt. Es war ein Tageskaffee und befand sich in der König.Johann-Str. (jetzt E.Thälmann-Str.) ungefähr dort, wo sich heute das Szeged befindet. Da ich gerade von Kaffees spreche fällt mir noch das Kaffee Parsival ein.

Dort kehrten wir ein, wenn wir vom Besuch des Grabes meines Vaters vom Garnisonfriedhof kamen. Vielfach liefen wir dann durch den Prießnitzgrund über den Alaunplatz zurück. Dieses Kaffee befand sich auf der Bautzner Str.Ecke Kurfürstenstr. (Hoyerswerdaerstr.) Besonders turbulent war die Zeit vor Totensonntag. Er bedeutete die Haupteinnahme während des gesamten Jahres. In den ersten Jahren nach der Geschäftsübernahme war auch das Johannisfest ein Termin an dem die Gräber geschmückt wurden. Diese Tradition war nach dem 1870/71 er Krieg als Gedenktag für die Gefallenen jenes Krieges entstanden.

Wochen vor dem Totensonntag begannen die Vorarbeiten. Hauptzeit waren allerdings die Tage kurz davor, weil meist viele Bestellungen kurzfristig eingingen. Dies erforderte dann meist auch noch zwei bis drei Nächte Nachtarbeit. Die letzte Nacht wurde bestimmt durchgearbeitet. Lediglich kurze Zeit lagen dann die Köpfe mal auf den Bindetischen.

Als wir älter waren und unsere Freunde und Freundinnen bei uns stets ein gastliches Haus fanden, wurden zu dieser Zeit dann abends mit eingespannt. Die Arbeit wurde dann mit in die Wohnung auf der Tolkewitzer Straße genommen.Die Mutter verstand es recht gut, jedem, auch der es nicht gewöhnt war, die ihm zusagende Arbeit, die ja alle nicht die saubersten waren, zu übergeben.

Bei munteren Gesprächen und Scherzen unter den Jugendlichen vergingen denn auch die Stunden schnell. Als ich mich verlobte, wurde auch Ev mit einbezogen. Als wir verheiratet waen, kamen wir trotz meiner Arbeit mitunter abends, bestimmt aber an den Wochenenden. Ev übernahm nicht nur das Kochen, sondern "durfte" auch Bindereiarbeiten machen. Als wir dann Kinder hatten und nicht mehr so frei waren, holten wir uns Arbeit nach Hause. Insbesondere wurden

sogenannte Römerkränze aus Blaufichte und Islandmoos von uns bis in die späten Nachtstunden gesteckt. Mit dem Lkw wurden sie dann nach Tolkewitz gefahren um von der Mutter garniert zu werden. Aber neben der Binderei und dem Verkauf von Deckreisig war noch die Grabpflege zu bewältigen. So bedeutete das Zudecken und Bestecken der Grabstätten mit Blaufichte, Tanne und Islandmoos, mitunter bei Frost und Schneegestöber, nicht nur zusätzliche Arbeit, sondern auch Arbeiterschwernis.

Als sich dann die Verhältnisse generell und auch bei uns gebessert hatten, wurde an der Verpflegung nicht gespart.

Während der Totenfestarbeit unvergeßlich die abendlichen Knoblauchwürste, die aus Blasewitz geholt wurden. Zum Wochenende der warme gekochte Schinken und der Hackepeter von Rölligs, dem Kaufmann an der Ecke Ludwig-Hartmann-Str., sowie an den Wochenenden der Kuchen von Alberts und Konditorei Knechtel vom Schillerplatz. Nach Schluß des Verkaufs am Totensonntag saßen wir dann auf den Bindetischen, einen Topf Kaffee in der Hand, und genossen den köstlichen Kuchen. Ein genüßlicher Abschluß.

Wir wurden sehr zur Sparsamkeit erzogen.

Sicherlich waren die Notzeiten, die meine Eltern und später auch wir Kinder durchmachen mußten, der Grund dafür, sparsam zu sein. War bei meinen Eltern aufgrund der damaligen Verhältnisse Schmalhans Küchenmeister zu Hause, so erlebten wir dann den ersten Weltkrieg, Die Inflationszeit, die Zeit der Wirtschaftskrise mit Arbeitslosigkeit und nicht zuletzt den zweiten Weltkrieg mit seinen mehr als traurigen Folgen in den ersten Nachkriegsjahren. So ist es wohl nicht verwunderlich, daß auch heute noch nicht bei uns ein Stück Brot umkommen darf. Und wenn es der Tierhaltung zugeführt wird.

Während meiner Jugend waren die Ansprüche an die Ernährung noch nicht so anspruchsvoll wie heute. Schokolade und Süßigkeiten waren Luxus und bekamen wir nur gelegentlich zu Festtagen. Weißgebäck war sehr selten. Erst in späteren Jahren verdiente der Bäcker auch an Kuchen von uns. Aus altbackenem Brot oder Brötchen wurden noch irgendwelche Gerichte gezaubert. Brotsuppen und Bierkaltschales sind heute kaum noch bekannt und auch nicht beliebt. Für uns waren es Köstlichkeiten. Außerdem wurde das kostbare Brot verwertet.

Daß der Hering heute zur Kostbarkeit geworden ist, hätten wir trotz der Prophezeiung meiner Mutter, nie gegelobt. Gehörte er doch zu den "Armeleuteessen". Tradition war am Sonnabend der selbstgemachte marinierte Hering mit Pellkartoffeln. Bohnenkaffee wurde durch Kathreiners Malzkaffee ersetzt. Wein oder gar Sekt haben wir erst sehr spät kennengelernt. Selbst als wir an den Tanzstundenfesten, Klubabenden des Rudervereins teilnahmen war unser Getränk Apfelsaft oder ein Glas Tee. Da meine Mutter auch ernährungsmäßig sehr fortschrittlich war, braute sie zu besonderen Anlässen eine alkoholfreie Bowle aus Apfelsaft.

Im Geschäft wurde alles Verwertbare ausgenutzt. Sie meinte, von dem was andere wegwerfen oder verbrennen, können wir uns etwas besonders oder mehr leisten. So wurde jedes Stück Abfallreisig noch zu Kranzunterlagen verwertet. Von den Kränzen, die wir abräumen mußten und vom Friedhofsabraum, der sich hinterm Geschäft befand, wurde noch alles Verwertbare genommen. Der Steckdraht wurde gerade gebogen, der Wickeldraht aufgespult. Aber auch Zapfen, die noch sauber waren, wurden wieder verwendet. Das Deckreisig und der Bindereiabfall wurde von mir klargehackt. Alles Brennbares wurde verheizt entweder im Geschäft in dem Kanonenofen, der alles schluckte, oder auch im Waschkessel. Ein mühseliges Beginnen bis der Waschkessel zum Kochen kam. Stundenlang saßen wir mitunter davor. Aber nur so war es unserer Mutter möglich, mehr zu geben, als es normal möglich gewesen wäre.

Von der Lesehungrigkeit der Mutter schrieb ich schon, auch von ihrem Interesse für Musik und Theater. Aber auch an die Volkskunst führte sie uns heran. Volkskunstmuseum, Heimatschutzkasper (Oswald Hempel) und kunsthandwerkliche Ausstellungen wurden besucht. Das Interesse für diese Dinge konnten wir an unsere Kinder weitergeben.

Nicht vergessen darf ich die traditionelle Stollenbäckerei in der Vorweihnachtszeit. Diese wurden unter Aufsicht der Hausfrauen beim Bäcker gebacken. Zu Hause wurden allerdings alle Vorarbeiten geleistet. Da galt es die Rosinen (Sultanien) zu verlesen und waschen, Mandeln abziehen und zerkleinern, Zitronat und Orangeat zu zerkleinern, Zitronenschalen abreiben (es gab noch keine Küchenmaschinen). Es wurden mindestens 4 Metzen gebacken. Dazu je ein Sträußelkuchen, Quarkkuchen und für den Sofortverzehr ein Kartoffel-Mandelkuchen. Die Zutaten mußten alle vorbereitet sein, bevor es zum Bäcker ging. Leider erlischt diese Tradition. Noch waren unsere Sohnesfamilien Nutznießer von unserer Bäckerei.

Im Frühjahr 1918 bestand ich die Aufnahmeprüfung in die Oberrealschule zu Dresden-Johannstadt in der Marschner Straße (Nähe Fucikplatz). Nun durfte ich auch die rote Mütze mit den zwei goldenen Streifen tragen. Seinerzeit hatte noch jede Schule eine besondere Mütze. Entsprechend der Leistungen wurden wir nach Plätzen gesetzt. In den ersten Jahren bewegte ich mich immer zwischen Platz sechs und elf. Später "Bevorzugte" ich jedoch die Plätze im zweiten Drittel. Ohne mich entschuldigen zu wollen, lag es auch mit daran, daß mir nur sehr wenig Zeit für die Hausaufgaben blieb. Was ich nicht während des Unterrichtes begriffen hatte, das konnte ich nie nachholen. Abends waren wir Kinder wegen der Mithilfe im Geschäft der Mutter zu müde und frühmorgens selbstverständlich noch immer. Schularbeiten wurden, wenn überhaupt, entweder in der Straßenbahn oder während der Pausen gemacht. Manchmal auch während anderer uninteressanter Unterrichtsstunden. Nicht unerwähnt soll sein, Daß das Lehrerkollegium meist aus sehr alten Herren bestand. Diese gaben nach heutiger Sicht einen unmöglichen, verknöcherten Unterricht. Die jüngeren Kräfte fehlten, bedingt durch die Ausfälle der jüngeren Generation im Krieg. Erst während der letzten Jahre kamen einige jüngere Lehrer wie Wiese (Physik), Reibetanz (Deutsch und Sprachen) sowie Schmalz (Biologie). Letzterer war übrigens noch Lehrer von Eckart. Auch mein letzter Zeichenlehrer Schiller, der übrigens ein guter Pädagoge war, unterrichtete noch Hartmut. Die Oberralschule verließ ich 1925 mit Unterprimareife, d.h. ich absolvierte noch die Obersekunda. Da ich viel Unterricht durch kränkeln und eine Kur in Steinigtwolmsdorf versäumt hatte, hatte ich viel nachzuholen und dies wurde mir durch die Umstände doch recht schwer. Die meisten meiner Klassenkameraden waren bereits nach Untersekunda (früher die Befähigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst) abgegangen. Bis zum Abitur wäre mir der Unterricht wahrscheinlich nicht leicht gefallen. Es kam noch hinzu, daß ich durch meine oppositionelle Einstellung als Jugendlicher bei einigen alten Lehrern regelrecht schikaniert wurde. Kurze Hosen, Kittel mit Schnur um den Bauch, darauf selbstgetriebene Messingrune, Kniestrümpfe, wenn nicht gar barfuß und langes nach hinten gekämmtes Haar. Dies mußte diesen besseren Herren ein Dorn im Auge sein. Ich gehörte dem BK (Bibelkreis für Schüler Höherer Lehranstalten) an. Dieser BK war eng liiert mit dem CVJM (Christlicher Verein Junger Männer). Ich hatte mich dem Strießener Kreis angeschlossen.

Dieser war insofern etwas verpönt, als er sich der Jugendbewegung, der Richtung der Wandervögel, angeschlossen hatte.

Die heimabende waren wohl kirchlich-christlich gestaltet, jedoch überwog in diesem Kreis die Pflege von Volksliedern (Zupfgeigenhansl), die Lönsveneration und die Pflege alten Brauchtums. Viele Wanderungen in die nähere Umgebung, alljährlich zur Hirschbrunst in die Dresdner Heide waren Tradition. In Röderbrunn bei Pulsnitz hatten wir uns ein Heim ausgebaut. Vielfach halfen wir auch anderen Gruppen, gleich welcher Weltanschauung, beim Bau von Jugendheimen. Ganz besonders erinnere ich mich des Ausbaues einer Dteinbruchhütte in der Herrenleite im Elbsandsteingebirge.

Wir hatten uns dem Dresdner Jugendring angeschlossen. Dies war ein Zusammenschluß aller jugendbewegten Verbände von den Christlichen bis zur sozialistischen Arbeiterbewegung. An den Ausstellungen des Jugendringes beteiligten wir uns ebenso wie an den Volkstänzen auf den Eichwiesen im Großen Garten. Nur daß ich selbst nicht immer teilnehmen konnte.

Von den Dresdner Kreisen des BK wurden auch Ferienlager für 14 Tage organisiert. Dies waren meist Lager in Gaststätten oder Scheunen auf Strohlagern. Die Verpflegung wurde von Gaststätten gestellt. Eine, an der ich teilnahm, war in der Nähe des Klosters Marienstern. Eine "Schreckensszene" mit den dortigen Wirtstöchtern ist mir in Erinnerung. Diese mußten, um in ihre Schlafkammern zu gelangen durch unseren Saal, in dem wir auf unseren Strohlagern schlafen sollten. Einige Ältere von uns hatten modernde, phosphoreszierende Weidenhölzer gesammelt. Als nun die Mädchen im Finstern durch den Saal wolten, wurden diese Holzteile hin und her bewegt und grunzende Laute ausgestoßen. Das gequieke und die Angstschreie waren enorm. Allerdings gab es danach energische Verwarnungen.

Waren wir zu Zeiten der Kirmes unterwegs (Kirchweih oder Erntefest) dann ließen wir vor den Häusern unsere Lieder erklingen. Vor allem in der Lausitz war das "Kuchensingen" noch üblich. So war es dann selbstverständlich, daß wir dann Kuchenpakete erhielten. Auch im Kloster Marienstern nassauerten wir einmal auf einer Wanderung. Unser Hordenpott, in welchem sonst unterwegs abgekocht wurde, wurde durch eine Öffnung mit kleiner Flügeltür geschoben. Halbgefüllt mit Eintopf kam er wieder zurück. Wir versuchten es ein zweites Mal, da wir noch nicht satt waren. Aber der Topf kam leer zurück.

Aus dem Kreise des BK und später auch des MBK (Mädchenbibelkreis), dem sich meine Schwester angeschlossen hatte, stammte auch unser Freundeskreis. Dieser fand sich dann, als wir auf der Tolkewitzer Straße wohnten, vielfach zu gemeinsamen Abenden ein. Meine Mutter sah diesen Kreis Jugendlicher gern um sich und gab sich alle Mühe, sie im Rahmen des Möglichen zu bewirten. Besonders beliebt waren die Obst- und Gemüsesalate. So waren oft 12 junge Menschen unsere Gäste in unserem bescheidenen Heim. Es wurde gesungen, diskutiert und gelesen, aber auch mitunter bei der Totenfestvorarbeit geholfen. So mancher hat uns später bestätigt, wie wertvoll für ihn diese Zusammenkünfte gewesen seien. Später gesellten sich auch noch junge Arbeitskollegen, Ruderkameraden und-kameradinnen, Schüler von mir hinzu.

In den ersten Jahren der Oberrealschule vermittelte uns die Mutter auch die Möglichkeit von Ferienwanderungen, die meist nur einen Tag, seltener zwei Tage dauerten, mit Unterküften in Jugendherbergen. Hier war es vor allen Dingen ein **Lehrer** Baum und seine Frau, die diese Wanderungen führten. Sie luden uns beide später zu sich persönlich ein. Meist erreichte es unsere Mutter, daß wir beiden Geschwister gemeinsam daran teilnehmen konnten, obwohl diese Wanderungen streng getrennt nach Mädchen und Jungen durchgeführt wurden. Es gab ja zu unserer Zeit auch keine gemischten Klassen. Bei den späteren Wanderungen, dem Skilaufen und Rudern war vielfach meine Schwester auch das einzige Mädchen unter einer Gruppe Jungen.

Der Schulweg war immerhin ca 5km bis zur Marschner - Ecke Pillnitzer Straße. Wenn wir es ermöglichen konnten durfte ich mit der Straßenbahnfahren. Vor allen Dingen während der Inflationszeit mußte der Weg oft hin und zurück zu Fuß gemacht werden. Da auch des öfteren gestreikt wurden, war es sowieso erforderlich. Die eingesetzten Pferdebahnen fuhren nur bis Gottleubaer Straße und waren für uns zu teuer. Im Sommer wurde vielfach barfuß gelaufen um die Schuhsohlen zu sparen. Mitunter wurde bis in den Oktober hinein barfuß gelaufen, weil das Geld für den Schumacher um die reparierten Schuhe abzuholen nicht vorhanden war. In diesen finanziell schlechten Jahren mußten wir uns des öfteren mit Pellkartoffeln und Salz oder Prägelsalz begnügen. Prägelsalz war ein Lausitzer Armeleuteessen, eine Eingrenne aus ausgelassenem Speck und Mehl.

Während dieser Zeit war ich glücklich an der sogenannten Quäkerspeisung teilnehmen zu dürfen. Noch gern erinnere ich mich an die im wöchentlich regelmäßig wiederkehrenden Gerichte, wie Erbseneintopf, Weiße Bohneneintopf, Milch-Mehlsuppe süß, Milchkakao mit einer wunderbaren weißen Semmel. Dies waren meist Gerichte, die aus Trockengemüse, Milchpulver und Mehl sich sehr praktisch herstellen ließen. Damals gab es noch keine Schulspeisung im heutigen Sinne. Das Quäkeressen wurde im Keller eingenommen. Gegessen wurde aus dem eigenen mitgebrachten Topf. Wir saßen an Bänken längs der Wände. Tische gab es dazu nicht. Während meiner Schulzeit erlebte ich auch die Revolution 1918. Es wurden Arbeiter- und Soldatenräte gebildet. So blieb es auch nicht aus, daß Schülerräte gebildet wurden. Hierzu wurde ich als Klassenvertreter hinzugewählt.

Von der Revolution als solcher spürten wir wenig. Viel mehr beeindruckten uns die immerwährenden Streiks. Streikten die Energie- und Transportbetriebe, dann hieß es eben per Fußmarsch von und zur Schule.

Bei Schulwanderungen bekamen die Mitglieder des Schülerrates je eine Patenklasse, mit der sie wanderten. Ich führte sogar einige Wanderungen mit meiner Patenklasse selbständig durch, nachdem ich hierzu die Genehmigung der Schulleitung eingeholt hatte.

Auch als Oberaufsicht wurden wir für das gesamte Schulhaus verpflichtet, ab Untertertia. Dies bedeutete die Zuspätkommenden an der Eingangstür ermitteln und die Aufsichtführenden auf den Gängen zu kontrollieren. Erst wenn alle Klassen mit ihrem Lehrer versorgt waren, durften wir selbst unser Klassenzimmer aufsuchen. Dies führte insofern zu Schwierigkeiten, wenn die eigene Klasse bereits eine Klassenarbeit schrieb. So war man dann stets im Nachteil.

Des öfteren waren Schießereien in der Stadt (auch Kapp-Putsch). Wir wurden von der Schulleitung dann jeweils gewarnt uns in die Stadt zu begeben.

Nach beendigung des ersten Weltkrieges 1918 stellte man noch ein Regiment zusammen, daß in Dresden Einzug hielt. Wir standen in der Moritzstraße, das muß ungefähr dort gewesen sein, wo heute das Szeged steht. Der Empfang durch die Dresdner war für mich beeindruckend durch das tiefe Schweigen. Es hatten sich doch viele Menschen eingefunden, die mit diesem Schweigen die Reste der deutschen Armee begrüßten.